2.2. Aspekte elementarer Raumerfahrungen

Unsere Wohnungen sind Produkte der Phantasie wie der Phantasielosigkeit, der Großzügigkeit wie des engen Eigensinns. Da sie aber aus harter Materie bestehen, wirken sie auch wie Prägestöcke; wir müssen uns ihnen anpassen.

Mitscherlich 1965[78]

2.2.1. Wohnen

„Aber (es, A.F.) ... hebt sich, solange man den Bereich der räumlichen Beziehungen nicht ganz verlassen will, ein Bezugspunkt heraus, an dem der Mensch im Raum verwurzelt sein muß, wenn überhaupt eine Beziehung zum Raum, die Räumlichkeit, ihm wesentlich sein soll. Das ist der Punkt, wo er als geistiges Wesen im Raum Stand gewinnt, wo er im Raum ‘weilt’ und ‘wohnt’. Wir nennen es mit einer vorläufig unbestimmt gelassenen Bezeichnung seine ‘Wohnung’. ... So gliedert sich von der Wohnung aus das System der räumlichen Beziehungen. Die Orte, zu denen ich fortgehe und von denen ich zurückkehre, sind auf diesen Punkt (‘Nullpunkt des Raumes’) als auf ihre organisierende Mitte bezogen. Wenn wir die Wohnung wechseln, so baut sich von der neuen Wohnung aus die Welt in einer neuen Weise auf.“ (Bollnow 1994, S. 58)[79]

Etymologisch hergeleitet, läßt sich *wohnen* derweise definieren, daß der ursprüngliche Gehalt, im Sinne von *nach etwas trachten, gern haben* abgewandelt worden ist, über Zwischenstufen *Gefallen finden, zufrieden sein, sich ge-*

[78] Einleitendes Zitat: Mitscherlich (1965, S. 9).

[79] Das Haus „stand im Zentrum von Raum und Zeit, ein ‘nunc stans’ aus Holz, Stein, Glas und Eisen. Die Bewegungen des Individuums ‘Mensch’ sind immer exakteren Analysen unterworfen worden, und die bedeutenste davon ist diejenige Hegels. Danach handelt es sich um eine Pendelbewegung: Der Mensch verläßt sein Haus, um die Welt zu erfahren, und kehrt heim, um das Erfahrene zu prozessieren. Er zieht aus, um die Welt zu finden, und kehrt heim, um sich selbst wiederzufinden. In der Welt verliert er sich, um die Welt bei seiner Heimkunft zu verlieren.“ (Flusser 1998, S. 62)

wöhnen bis zu der heute gebräuchlichen Bedeutung *wohnen, sich aufhalten*. (Drosdowski 1989) Die folgende Ausführung knüpft somit an vertraute Bewandtnisse des Ortsbegriffes an, nämlich „daß die Ortsangaben von Geburt, einzelnen Lebensphasen und schließlich vom Tod ein fester Bestandteil alltäglicher Lebenslaufdarstellungen sind.“ (Bertels/Herlyn 1990, S. 8) Wörtlich und eng interpretiert bedeutet Wohnort also derjenige Ort,[80] an dem man lebt und wohnt. Menschen halten sich an diesem Ort des Wohnens, über die individuelle Lebenszeit hinweg gesehen, ca. 17 Stunden am Tage auf (Walden 1995). Damit ist „Wohnen (to live)[81] zentrales Kulturereignis, Inszenierungsform des privaten Alltags schlechthin.“ (Selle 1996, S. 8) Der Wohnung kommt insofern eine besondere, individuell verortende Position zu bis hin zu der These: „Lebensgeschichte stellt sich als Geschichte verschiedener Wohnungen dar.“ (Lehmann 1983, S. 180) Kulturelle, mnestische, soziale und subjektive Biographien verschmilzen im Akt des Wohnens zu einer Ganzheit. Das individuelle Bewußtsein vollzieht eine Integrationsleistung, indem es aus diesen Artefakten subjektive Orientierungen ableitet: „Die Wohnung wird zum Ich-Museum.“ (Selle 1996, S. 76) Grundlegend deutet Heidegger (1959) Wohnen insofern als existentielle Metapher, indem er Wohnen mit der Art und Weise gleichsetzt, wie Menschen auf der Erde sind. Das Wohnen ist dem Menschen zugehörig.[82]

---

[80] Bollnow definiert: „Der Ort hat immer etwas Punktuelles. Man kann auf ihn hinzeigen. Er bezeichnet einen festen Punkt im Raum; insbesondere einen festen Punkt auf der Erdoberfläche. Vor allem aber hat sich dieser Begriff im Sinne von Ortschaft verengt, d.h. als Bezeichnung einer menschlichen Siedlung. In diesem Sinn gibt es eine Ortsangabe, einen Wohnort, einen Geburtsort usw.“ (Bollnow 1994, S. 38) Norberg-Schulz (1982) spezifiziert weitergehend: Ein Ort ist mehr als ein dreidimensionales Gefüge von Bestandteilen, er ist vielmehr ein qualitatives Gesamtphänomen, welches über einen bestimmten Charakter verfügt. Charakter soll meinen, „die allgemeine Atmosphäre, also die umfassendste Eigenschaft eines Ortes.“ (S. 11)

[81] Gleichsetzung von ‘Leben’ und ‘Wohnen’ im englischen Sprachraum.

[82] Zunächst bezeichnet Wohnen den individuellen Modus des Lebens in einem personalisierten Raum. Elemente der Vertrautheit, von Gewohnheiten determinieren einen Prozeß der Verwurzelung, dessen positive Verwirklichung im ‘Glück des Wohnens’ (Bachelard 1994) seinen Ausdruck findet. Selle hebt zurecht insbesondere die subjektiven wenig faßbaren Aspekte dieses Prozesses hervor: „Vermutlich beginnt dieser verborgene, sensible Vorgang in Tätigkeiten und Wahrnehmungen jenseits aller Fragen, die eine empirische Sozialwissenschaft stellen will oder kann. ... Beim Akt des Wohnens bleibt zuviel im Dunkeln.“ (Selle 1996, S. 27)
„Mit dem Hinweis auf das altdeutsche Verbum *innan*, bewohnen, legt Heidegger bereits an einem frühen Punkt seiner Untersuchung die Pointe der existentialen Analyse von Räumlichkeit offen; was er das In-der-Welt-Sein nennt, bedeutet nichts anderes als die Welt ‘innen’ in einem verbaltransitiven Sinn: ihr einwohnen im Genuß ihrer Erschlossenheit durch vorgeleistete Einstimmungen und Ausgriffe. Weil Dasein eine immer schon vollzogene Wohn-Tat ist - Ergebnis

„Unser heutiges ‘modernes’ Wohnen ist nicht nur Wohnform, sondern auch Wohninhalt und Lebensmodell zugleich. Alle Dimensionen unseres Wohnens erscheinen so selbstverständlich und natürlich - Grundrisse, Privatheit, Familie, Eigentum -, daß man darüber leicht das Fragen vergißt, wie und warum das alles so gekommen ist.“ (Schneider 1992, S.1) Wohnen in der heute praktizierten Ausprägung mit abgegrenztem familiär-privaten Wohnbereich wurde erst ab dem 18. Jahrhundert Standard. Die ausgebildeten geteilten Lebenssphären lassen sich im Gegensatzpaar *Öffentlichkeit* versus *Privatheit* charakterisieren. Der Wohnbereich geriet zum Synonym des privaten Lebensbereiches. Im Verlauf ihrer kursorischen ‘Metamorphose’ gewann die Wohnung eine immer zentralere Bedeutung für die Entfaltung und Formung sämtlicher vitaler, menschlichen Funktionen: für das Essen und Trinken, für die Hygiene, die Harn- und Kotentleerung, für das Be- und Entkleiden, für Schlafen und Sexualität, für Gastfreundschaft und Soziabilität (u.a. Elias 1969; Gleichmann 1976). Körpersozialisation und Wohnkultur sind demnach kulturhistorisch eng miteinander verbunden. „Wir lernen den Umgang mit der eigenen und mit der fremden Leiblichkeit in der Wohnung. Hier erfahren wir Grundprinzipien sozialer Distanz und Nähe, lernen unser Schamgefühl zu handhaben, mit unseren ‘Affekten hauszuhalten’ (Elias 1939). Wir können deshalb von einer ‘Verhäuslichung der Techniken unserer Affektbeherrschung’ sprechen.“ (Gleichmann 1976, S. 322)

Gleichzeitig etablierte sich eine in sich gegliederte, innere Morphologie: Die Ausdifferenzierung in die Muster funktionaler Wohnraumaufteilungen (Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer u.a.) mit ihren Bestimmungen und Funktionen für das Innen und Außen prägten ebenso den Alltag des häuslichen Lebens. „Es ist nicht schön und sittlich, wenn in demselben Zimmer und oft genug auch gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet

---

eines Ur-Sprungs ins Einwohnen -, gehört Räumlichkeit der Existenz wesenhaft zu. Die Rede vom Einwohnen in der Welt heißt eben nicht, den Existierenden einfachhin Häuslichkeit im Riesenhaften unterstellen: Denn gerade das Zuhause-Sein-Können in der Welt ist das Fragliche, und von ihm wie einer Gegebenheit auszugehen, wäre schon der Rückfall in die Behälter-Physik, die hier überwunden werden soll - der Ur-Denkfehler übrigens, der in allen holistischen Weltbildern und Mutterleibsimmanenzlehren begangen wird und zu frommem Halbdenken verfestigt vorliegt.“ (Sloterdijk 1998, S. 337f.)

wird," (Sombart 1906, S. 21) lautet eine zeitgenössische Bewertung aus bürgerlicher Warte. In einer parallelen Entwicklung erfolgte die symbolische Verankerung der getrennten Welten von Mann und Frau (Zwei-Welten-Doktrin)[83] - einem Innenbereich (weibliche Sphäre) und dem öffentlich männlichen Raum.[84]

Mit dem Wandel der Wohnfunktionen stieg die symbolische und praktische Bedeutung des zivilisatorischen Sinnbildes 'Türe'. Über Türen und Tore als zugängliche Verbindungsglieder trifft der öffentliche Raum auf die Privatspähre des Drinnen.[85] Die Türe mit ihrem semipermeablen Charakter (Bollnow 1994) kann als Barriere zwischen beiden Bereichen im historischen, psychologischen und juristischen Sinne interpretiert werden. Simmel (1957, S. 4) prononciert ferner die freisetzende Funktion der Türe: „Es ist dem Menschen im Tiefsten wesentlich, daß er sich selbst eine Begrenzung setze, aber mit der Freiheit, d.h. so, daß er diese Begrenzung auch wieder aufheben, sich außerhalb ihrer stellen kann." Dahingehend stellen Türen Abgeschiedenheit auf Zeit her. Es liegt im Ermessen des Wohnenden, diese Begrenzung aufzuheben oder eben nicht. Der Akt des Eintretens, das Überschreiten der Eingangsschwelle ist wiederum historisch geprägt durch das Gastrecht (Schutz, Versorgung). Spuren dieser kulturellen Handlungen sind heute in Gesten nachvollziehbar. Aus psy-

[83] Meyrowitz (1987, S. 148) gebraucht den Begriff, um die damals sich etablierende räumliche und arbeitsmäßige Segregation von Mann und Frau zu beschreiben: Der 'Zwei-Welten-Doktrin' liegt „die Idee zugrunde, die Natur habe Männer und Frauen so unterschiedlich ausgestattet, daß sie geistig und emotional in verschiedenen Welten lebten, daher für unterschiedliche Dinge verantwortlich seien und an unterschiedlichen Orten 'ihren Platz' hätten. Der Platz der Frauen war die Familie und das Heim. Ihre Verantwortung war, fürsorglich zu sein, Kinder zu erziehen, das Haus zu hüten und den berufstätigen Männern das Leben zu erleichtern." In seinen weiteren Ausführungen kommt der Autor zu folgender kritischen Schlußbemerkung: „Männer beschützten die Frauen vor der Außenwelt, indem sie sie von ihr ausschlossen." (S. 149)

[84] Schneider (1992, S. 2) sucht mit ihrer Untersuchung das Wohnen in seiner Bedeutung für das Geschlechtsverhältnis zu erschließen. Ihre zentrale These lautet, „daß unser 'modernes' Wohnen in allen seinen Dimensionen nicht geschlechtsspezifisch neutral ist - es nie war. 'Modernes' Wohnen heute scheint mehr denn je in der Lage, männliche Lebenszusammenhänge zu stützen und zu fördern, weibliche Zusammenhänge dagegen zu diskreminieren und alternative Entwürfe hierzu erst gar nicht zuzulassen."

[85] „Dadurch, daß die Tür gleichsam ein Gelenk zwischen dem Raum des Menschen und alles, was außerhalb dessen ist, setzt, hebt sie diese Trennung zwischen dem Innen und dem Außen auf. Gerade weil sie auch geöffnet werden kann, gibt ihre Geschlossenheit das Gefühl eines stärkeren Abgeschlossenseins gegen alles Jenseits dieses Raumes, als die bloße, ungegliederte Wand. Diese ist stumm, aber die Tür spricht." (Simmel 1957, S. 4)

chologischer Sicht ist eine „qualitativ hohe Aktivitätsdichte“ (Selle 1996, S. 34) beim Betreten einer Wohnung markant. Die Schwelle, an der Privates anfängt und Öffentliches endet, ist im alltäglichen Umgang der Menschen nicht immer einfach festzulegen. Diese Grenze wird durch Konvention, Erziehung und Kultur immer wieder anders gezogen. Das prinzipielle Bewußtsein von der Schutzwürdigkeit und -bedürftigkeit der Privatsphäre wurde schließlich kulturell verankert und juristisch kodifiziert. So garantiert das Grundgesetz diesen Anspruch auf die Unverletzlichkeit des privaten Rückzugsraumes. Wohnen als Naturrecht verankert der Artikel 13: ‘Die Wohnung ist unverletzlich.’ Sie gewährt bietet primären Schutz. Verstöße gegen diese persönliche Sicherheit werden nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuches geahndet (Hausfriedensbruch). Dort - so wird allenthalben angenommen - dürfe der Mensch nach seiner Facon glücklich oder unglücklich sein, schalten, walten, reden und sich so benehmen, wie er will. Die geschlossene Türe suggeriert Sicherheit.[86] Das Gleichstellen von Privat- mit Machtbereich (‘my home is my castle’) ist jedoch im besten Fall trügerisch. „Die Öffentlichkeit und damit die individuelle Ohnmacht endet nicht an der Haustüre.“ (Boller 1990, S. 146)[87]

[86] „Ethymologisch betrachtet, ist Sicherheit auf das lateinische ‘Securitas’ zurückzuführen, das Wort ‘sicher’ auf ‘securus’. Securus meint nicht nur den äußeren Schutz, sondern auch den emotionalen Zustand des Unbesorgtseins und ebenso das trügerische Sichsicherwähnen. Das althochdeutsche ‘Sikurri’ geht auf ‘securus’, im übertragenen Sinn objektiver Sicherheit, zurück und ist ursprünglich ein ‘rechtstechnischer Ausdruck’. Er bedeutet ‘außer Verantwortung’, ‘nicht haftpflichtig’, ‘durch Bürgschaftsstellung oder Pfandbrief gedeckt.’“ (Köcher 1987, S. 20) Gerade das Thema Wohnungseinbrüche erfährt in den Massenmedien deshalb eine besondere Aufmerksamkeit, weil ein solcher Übergriff drastisch das Bedürfnis nach Sicherheit in den eigenen vier Wänden in Frage stellt. Über die Schutzfunktion hinaus hat sich der Bedeutungsgehalt des Sicherheitsbegriffes gewandelt zu einer ‘komplexen Idee’: „Nicht mehr das ursprüngliche Objekt des Schützens wird ins Auge gefaßt, sondern das Schützen selber wird Objekt im Denken und Handeln.“ (Kaufmann 1973, S. 58) Entsprechende traumatisierende Ängste leiten sich zu einem großen Teil aus dieser subjektiv empfundenen Tabuverletzung des gewaltsamen Eindringens in die private *Wohnburg* ab.

[87] „Vor diesem Hintergrund kann insbesondere die private Sphäre, geschützt vor öffentlicher Kontrolle, auch zu einem Ort der Bedrohung werden. Ihr Sinn verkehrt sich ins Gegenteil. Die private Sphäre ist ein Bereich, in dem - statistisch gesehen - die meisten Gewalttaten verübt werden. Physisch Schwächere, Kinder und alte Menschen, insbesondere aber Frauen sind es, die diesen Bedrohungen in der privaten Sphäre besonders ausgesetzt sind. Sie erleben diesen ‘geschützten’ Ort vielfach nur als Ort der Angst.“ (Schneider 1992, S. 37) Unter Gentrificationsaspekten läßt sich aussagen: „Die meisten Vergewaltigungen, Mißhandlungen und Verstöße gegen das sexuelle Selbstbestimmungsrecht finden in privaten Räumen statt, dem angeblichen Sicherheitsbereich für die weibliche Bevölkerung.“ (Ostner 1981, S. 26)

Hier kann allerdings nicht dezidiert darüber verhandelt werden, ob das Bedürfnis nach Intimität und das Abgrenzen von privaten Räumen, Zeichen von mehr Zivilisation oder gar ein Produkt von Kapitalismus oder/und Säkularismus seien, wie es etwa Elias (1992) und Sennet (1983) postulieren oder aber eine immer und überall vorhandene allgemeine, elementare Eigenschaft der Menschen darstelle, was beispielsweise Dürr (1988) zu belegen versucht. „Kein Zweifel: das Private, vor den Augen der Öffentlichkeit Verborgene hat es immer gegeben - eine reservierte, obskure Tabuzone, Ort der Freuden und Zwänge." (Kuczynski 1983, S. 135) Diese Privatheit hat ihren lokalisierbaren Ort - das gebaute Haus - gefunden. Denn Wohnen vollzieht sich in Häusern.[88] Die Vielfalt der Erscheinungsformen der Gebäude korrespondiert mit deren multifunktionalen Eigenschaften. Sie schützen vor Klimaeinflüssen, vor der Nähe anderer Menschen, bieten ein Drinnen und ermöglichen erst die Unterscheidung zwischen privatem und öffentlichem Raum. „Die Behausung des Menschen fungiert so als zweite Hülle des Menschen, sie ist eines der Mittel, um die Beziehungen zu anderen zu regeln." (Flade 1987, S.14)[89] Bachelard (1994, S. 33) ergänzt die Attribute des behausten Wohnens um eine poetische Betrachtung: „Das Haus beschützt die Träumerei, das Haus umhegt den Träumer, das Haus erlaubt uns, in Frieden zu träumen. ... Die Orte, wo man die Träumerei gelebt hat, entstehen aus sich selbst heraus wieder in einer neuen Träumerei. Und weil die Erinnerungen an frühere Wohnungen wie Träumereien wiedererlebbar sind, darum sind die Wohnungen der Vergangenheit in uns unvergänglich." Damit wird das Haus Integrationsmedium zwischen damals und heute, wobei das verbindende Prinzip die Träume sind.

---

[88] Im Rahmen dieser Ausarbeitung wird die Randgruppenproblematik der Obdachlosigkeit lediglich erwähnt. In Zeiten zunehmender Arbeitslosigkeit und steigender Einkommensarmut ist von einem wachsenden Anteil Betroffener auszugehen (vgl. MAGS - Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW (Hg.): Ursachen von Obdachlosigkeit, München 1984 u.a.).

[89] „Architektur ist Bestandteil der 'Herrschaft des Zeichens'. Während es bei der neuen Sachlichkeit in den 20er Jahren noch vorrangig um Funktionalität ging, so wurde seit den 80er Jahren, im Übergang zur Postmoderne, deutlich, daß Architektur auch semiotische Zeichenverwendung ist. Wie eine Treppe geschwungen ist, wie sie den Betretenden in Szene setzt, wie eine Fassade gegliedert ist, wie ein Dach aufgesetzt ist, alles unterliegt der Zeichenhaftigkeit. Architektur ist also auch semiotische Zeichenverwendung, sie ist im übertragenden Sinn 'Sprache', jedes Gebäude ein lesbarer Text, voller Zitate und Verweise." (Breyvogel 1998, S. 88)

Um alle diese Funktionen leisten zu können, ist eine soziale, versorgende und dienstleistende Wohnumwelt in ein erweitertes Wohnmodell (Habitat)[90] einzubeziehen. Die Verflechtungen zwischen Wohnung und Umgebung sind mannigfaltig. Zunächst einmal ist die Ausdehnung dieses Bereichs, den Wohnende für sich reklamieren, insbesondere vom Lebensalter, von Persönlichkeitsmerkmalen, vom Geschlecht, von Arbeitskontexten, aber auch von Umfeldspezifika abhängig. Zur begrifflichen Klärung gilt es zunächst, *Wohnumfeld* und *Wohnumwelt* voneinander abzuheben. Während der Terminus *Wohnumfeld* fachspezifisch (Otto 1982; Räppel 1984; Ülsmann 1980) ausschließlich die räumlich-dinglichen Attribute des Wohnens berücksichtigt, umfaßt der Begriff *Wohnumwelt* ebenso soziale Aspekte des Raumes. Flade (1993, S. 36) unterscheidet supplementär zwischen *Wohnumwelt* und *Wohnungsumgebung*: „Die Wohnumwelt ist derjenige Teil der individuellen Umwelt, in der eine Person wohnt. Sie läßt sich aufteilen in einen privaten Teil, die Wohnung, und in einen öffentlichen Teil, die Wohnungsumgebung. Die Wohnungsumgebung beginnt dort, wo der private Bereich der Wohnung oder des Hauses endet. Zur Wohnungsumgebung gehören vielfältige Bereiche wie der Wohnungsnahbereich, das Wohnquartier bis hin zur gesamten Stadt mit ihren Verkehrsverbindungen, Straßen, Wegen und Plätzen.“ Der öffentliche Raum der Wohnungsumgebung läßt sich wiederum über den Begriff „home range“ von Porteous (1977, S. 91) erschließen. Er bezeichnet denjenigen Raum, „der gewohnheitsmäßig vom Individuum durchstreift wird, der aber nicht personalisiert bzw. (gegenüber anderen) geschützt wird, es sei denn vorübergehend bei bestimmten Gelegenheiten. Der ‘home range’ (Revier) ist kein zusammenhängendes Gebiet, sondern ein Netzwerk von öffentlichen und halböffentlichen Knotenpunkten. Eine umschließende Grenzlinie wäre bestenfalls ein willkürliches Kennzeichen.“

[90] „Mit dem Begriff ‘Habitat’ bezeichne ich die Gesamtheit der (natürlichen oder künstlichen) Umweltbedingungen, die das Bestehen einer Art besonders fördern. Habitat oder Lebensraum bedeutet also gleichzeitig ‘Nahrung und Wohnung’ oder (anders formuliert) die materiellen Mittel und der Schutz, die für das Überleben und die Fortpflanzung der zu dieser Art gehörenden Individuen notwendig sind. Menschlicher Lebensraum bezeichnet dabei die besonderen für den Menschen erforderlichen Bedingungen. Es muß nicht unbedingt betont werden, daß Habitat nicht Haus oder Stadt, sondern Siedlung im weiteren Sinne des Wortes bedeutet.“ (Friedman 1985, S. 9)

2.2.1.1. Wohnverhalten im Wandel

Wohnbedürfnisse, dies belegt eine aktuelle Studie über das ‘Wohnverhalten der Deutschen’ (Silbermann 1991) mit den Leitbegriffen Individualisierungsbewegung und Rückzug in die Privatheit, sind in dem Maße, in dem es um gelernte Bedürfnisse geht - analog zu den gesellschaftlichen Wertvorstellungen und Normen - einem Wandel unterworfen. Das Wohnerlebnis verändert sich sukzessive zum *inneren Raum*, „der nach deutlicher Individualisierung verlangt. Dieser ‘innere Raum’ (nicht etwa ein ‘inneres Exil’) wird durch gesamtgesellschaftliche Trendbewegungen aktiv genährt, gestützt und aufgewertet. ... Dieses Reserveverhalten gegenüber einer Gesellschaft, die als eine Konfliktgesellschaft in Erscheinung tritt, hat nicht nur zu einer Abgrenzung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit - also nach draußen hingeführt, sondern überdies auch nach drinnen - also in die Wohnung bzw. das Wohnen.“ (Silbermann 1991, S. 137f.) Aufgezeigt wird, daß „heutzutage mehr Nachdruck auf individuelle Privatheit gelegt wird, daß vor allem eine stärkere Tendenz der Mitglieder der Familie vorherrscht, dem eigenen Trachten nachzugehen. ... Insbesondere die Mittelschicht der Bevölkerung legt mehr Wert auf Wohnungen, die dem Drang nach Individualisierung, d.h. nach mehr Spielraum für Privatheit und Selbstausdruck eines jeden Haushaltsmitgliedes, gewährleisten.“ (S. 138)

Cocooning[91] bezeichnet eine massenhafte Heimkehr in die eigenen vier Wände. Diese Strömung spürte die Marktforscherin Popcorn (1992) zunächst für die USA auf, doch scheint die Parole ‘Heim ins Heim’ zunehmend ebenso auf deutsche Verhältnisse übertragbar. In der Praxis des sich wandelnden Wohnens bleiben Motive nach Geborgenheit und Nestwärme, Schutz und Sicherheit,[92] Repräsentation und Selbstverwirklichung, Privatheit, Intimität und Zusammengehörigkeit, auch nach Beständigkeit und schließlich nach Abgrenzung und Separation vom öffentlichen Raum (Flade 1987) konstant. In diesem Sinne

[91] Die Metapher beschreibt Menschen, die in ihrem Gehäuse (Gebäude) eingesponnen sind wie Larven im Kokon.

[92] Für Piperek (1975) ist das zentrale psychische Wohnbedürfnis ‘Schutz und Sicherheit’.

heißt Wohnen, sich der Welt *draußen* zu entziehen, sich in die *Gegenwelt* der Wohnung zu bergen und der Arbeits- und Konsumwelt zu entfliehen.[93] Wohnen versus Arbeit ist eine zentrale Denkkategorie. Eine andere Interpretation lautet, daß die Unterscheidung zwischen den Lebenssphären *Draußen* und *Drinnen* als synonym für geschlechtsspezifische Lebenswelten gesehen werden kann. Drinnen und Draußen - Frauenwelt und Männerwelt: „Die Geschichte zeigt eine immer stärkere räumliche Ausgrenzung der Frauen, ihre auch ideologisch verfestigte Domestizierung und Verheimlichung." (Schneider 1992, S. 19)

Der Idealtypus des modernen Wohnens ist am Muster einer statistischen Normalfamilie - einem heterogeschlechtlichen Paar mit zwei Kindern - orientiert. Dieser Vorgabe gemäß erfolgen die Rahmensetzungen für eine Wohnungspolitik. „Die immer stärker auf die Kleinfamilie zugeschnittene Form des Wohnens schafft zugleich die Voraussetzungen für eine spezifisch bürgerliche Form der Modellierung von Sinnlichkeit: Die Abgeschlossenheit einer kleinen Gruppe in einem relativ kleinen Raum schafft einerseits Intimität und Geborgenheit, andererseits jedoch auch neue Formen der Isolation und Einsamkeit - werden zu einer spannungsreichen Voraussetzung der Ontogenese und Sozialisation des Individuums." (Pazzini 1997, S. 1628)

Wohnen ist deshalb kulturgeschichtlich, sozial, bewußt und vorbewußt tief im menschlichen Sein verankert, weshalb - allen Modernisierungstendenzen und

[93] Möller (1981) konstruiert einen Zusammenhang zwischen der Trennung der Funktionen Wohnen und Arbeit (siehe 'Charta von Athen') und einer zunehmenden Privatisierung des Wohnbereichs. Die Arbeitswelt, deren Leistungsanforderungen den Menschen verbrauchen, benötigt als Pendant die Wohnumwelt als Regenerationsraum. Auch Koelbl/Sack (1980) stellen eine allgemeine Entwicklungstendenz fest, dergemäß 'Wohnkultur' in eine schärfer ausgeprägte, abstrakte Negation zum Arbeitsplatz gerät. Dem privaten Wohnen werden vermehrt Kompensationsfunktionen zugesprochen, die im Arbeitskontext nicht mehr erfüllt werden können. Die Bereiche Erholung, Entspannung, Geborgenheit, sowie Ausgestaltung der Freizeit fallen der Wohnfunktion anheim. Die Wohnung soll weiterhin der Selbstverwirklichung und dem Selbstwertgefühl dienen. Hinzukommend bleiben 'alte' Attribute (Wohnung als Statussymbol der sozialen Etikettierung und Abgrenzung) bestehen und manifestieren dadurch die Bildung berufs- und schichtspezifischer Wohnstile. In seiner Theorie des kommunikativen Handels interpretiert Jürgen Habermas (1981) den Antagonismus von (öffentlichem) System und (privater) Lebenswelt: Der einzelne wird dort als total eingespannt in ein von anonymen Energien und Mächten gesteuertes hochkomplexes Getriebe identifiziert. Da er nur wenige Möglichkeiten hat, anderen Personen wirklich zu begegnen und sich dabei selbst darzustellen, vereinsamt das Individuum in der Masse. So versucht es - reduziert auf private und intime Nischen - hier Sinn zu schaffen und bei sich selbst zu sein.

schriller Lifestyle-Attitüden zum Trotz - konservative Grundelemente dominieren. Indessen Trend und kulturelles Erbe begegnen sich, wie der Trendforscher Horx (1996, S. 40) prognostiziert: „Rezessive Zeiten sind Zeiten des Revivalismus. ... Die Flucht ins Altbekannte ist unausweichlich. Und den Unsicherheiten über die Zukunft begegnet man gerne mit kleinen und großen Fluchten, mit Romantik- und Geborgenheitsästhetik.“ Diese Einsicht führt Bahrdt (1974, S. 219) auf eine allgemeine gesellschaftliche Analyse zurück: „Wenn wir über das heutige und zukünftige Wohnen diskutieren, bewegen wir uns durchweg auf einem Gebiet, das in seinen Tatsachen, Kategorien, Denkweisen und Anschauungsformen noch das der bürgerlichen Gesellschaft ist.“ Wohnkultur[94] als schön gestaltete Wohnumwelt ist unter diesem Blickwinkel eine bürgerliche Spielart, ein Kampf zwischen Kitsch und Stil, etabliert im kulturellen Programm der bürgerlichen Gesellschaft.[95] Nach Silbermann (1991, S. 141f.) muß der modische Begriff der Wohnkultur in Richtung des „weniger bombastisch klingenden Begriffs vom ‘Lebensstil’ umgesetzt werden, erfaßbar in der Beobachtung des Wohnerlebnisses. ... Der Lebensstil und damit das Wohnerlebnis wird nach dem Rang dessen bestimmt, was das Individuum oder die Gruppe in ihrem Alltag duldet, und nach der Fähigkeit, das rein Praktische in einem verbindlichen Wertezusammenhang über die bloße Nützlichkeit hinaufzuformen.“

[94] Müller (1979, S. 252) versteht unter „Wohnkultur“ die räumlichen Vergegenständlichungen unterschiedlicher menschlicher Lebensformen, sowie die im Umgang mit diesen Gegenständen entwickelten Verhaltensweisen einschließlich der Tätigkeit des Wohnens selber und die damit implizierten primären und sekundären Sozialisationsprozesse.

[95] Beispielhaft soll Kathrin Oester (1990, S. 41f.) zu Wort kommen mit einer Skizze über das Elternschlafzimmer: „Das Elternschlafzimmer, meist der zweitgrößte Raum, architektonisch der Straße, der Öffentlichkeit möglichst abgewandt, ist vor allem anderen Ausdruck der ‘heiligen Institution Ehe’, Ort der Kinderzeugung, im wahrsten Sinne des Wortes ‘Keimzelle des Staates’. ... Wie kein anderer Raum bringt das eheliche Schlafzimmer die ideologische Verknüpfung von Frau/Natur/Sexualität, und die Vorstellung von der Wohnung als Verlängerung des weiblichen Körpers zum Ausdruck: So wie die Frau als männliches Attribut ihren Körper pflegen und schmücken soll, konzentrieren sich im Schlafzimmer die Insignien romantischer Verspieltheit. ... Rotbeleuchtet, auf verrucht gestylt, mit Nylon-Tigerfellen bestückt oder rosageblümter Tapete: Stets ist das eheliche Schlafzimmer Ausdruck bürgerlicher Vorstellungen von Erotik, wo nicht in erster Linie Mann und Frau aufeinandertreffen, sondern in patriarchalischer Weise die unmögliche Vereinigung zwischen Heiliger und Hure, Hausmütterchen und Pin-up-Girl stattfinden soll.“
Parallel zu den Auflösungstendenzen gängiger Wohnformen „findet in den 60er und 70er Jahren eine Enttabuisierung (Entblößung) des weiblichen Körpers statt ... Doch im selben Maße wie sich diese Tendenzen behaupten, werden die private Wohnwelt sowie der weibliche Körper

Für Frankreich hat Bourdieu (1987) schlüssig Aspekte des Wohnstils zur Charakteristik seines ‘Raumes der Lebensstile’ herangezogen. Ergebnisse, die gleichermaßen für Westdeutschland in einer Wiederholungsanalyse dokumentiert (Blasius/Winkler 1989) werden konnten. Ferner hat zum Felde (1993) eine raumbezogene Lebensstiltypologie entwickelt. Mittels qualitativer Interviews gelang dem Forscher, typologisch unterschiedlich verteilte Fähigkeiten sichtbar zu machen, Wohnraum als Lebensraum individuell für die eigenen Bedürfnisse zu instrumentalisieren. „Die ‘eigene’ Wohnung gibt hierzu die weitesten Möglichkeiten und ist am ehesten Ausdruck der Persönlichkeit und der sozialpsychologischen Befindlichkeiten.“ (Dangschat 1996, S. 126)[96]
Das volkstümliche Sprichwort *‘Zeige mir, wie du wohnst und ich sage dir, wer du bist’* deutet eine Spiegelung individueller Selbstentwürfe des Bewohners innerhalb der Wohnung an.[97] Das intendierte Raumerleben der Nutzer ist demnach nur oberflächlich durch funktionale oder geschmackliche Attribute erfaßbar. Vielmehr bestimmt ein subjektiv ausgerichtetes spezifisches Konglomerat aus emotionalen, imaginativen, magischen, ritualen, biographischen u.a. Anteilen das *atmosphärische Flair* (Individualisierung) einer Wohnung. Die Stimmung des inneren Raumes - geschaffen durch den darin Lebenden - wirkt wiederum auf diesen zurück. Transaktion (Altman/Rogoff 1987; Fuhrer 1990) beschreibt diesen Wechselprozeß: „Wir haben also eine doppelseitige Beeinflus-

---

dem Konsum zugänglich gemacht und der Mode unterworfen. Die These einer symbolischen Verknüpfung von (weiblichem) Körper und Wohnung findet neue Argumente.“ (S. 45)

[96] Baudrillard (1991, S. 34) sieht das Aufkommen eines Paradigmenwechsels im Wohnen sich ereignen: „Die ganze Welt der ‘Stimmung’, der natürlichen Übereinstimmung der Seelenregungen und der Dinge, diese verinnerlichte Atmosphäre (im Gegensatz zur veräußerlichten Atmosphäre der Moderne) ist verschwunden. Heute haben nicht mehr die Werte der Anpassung und der Vertraulichkeit Geltung, sondern jene der Information, der Neuerung, der Kontrolle, der Disponibilität über objektive Daten. Das syntagmatische Kalkül ist die eigentliche Gesprächsform des modernen Bewohners geworden. Die ganze Einstellung gegenüber der Dekoratio hat sich geändert. Der überlieferte Geschmack als Ausdruck des Schönen auf Grund verborgener Ähnlichkeiten findet keinen Anklang mehr.“ Zum Thema ‘Geschmack’ interpretiert Ecarius (1997, S. 45) diesen als Element des Lebensstils: „Der Geschmack als *intuitive Instanz - als amor fati* -, ist der jeweiligen Lebenssituation in der sozialen Laufbahn optimal angepaßt und wird sichtbar, wenn es darum geht, zwischen Angeboten zu unterscheiden, als Kind dieses oder jenes Spielzeug auszuwählen, als Jugendlicher jene Musikrichtung zu bevorzugen und als Erwachsene eine Wohnung einzurichten. Der Geschmack wirkt als praktischer Operator, der die symbolische Ordnung in signifikante Einstellungen und Unterscheidungen transportiert.“

[97] Nach Alexander Mitscherlich (1965, S. 137) gilt diese allgemeine Charakterisierung zumindest für „die Länder, deren Geselligkeit sich weitgehend in den Privatwohnungen abspielt.“

sung: die seelische Verfassung des Menschen bestimmt den Charakter des umgebenden Raums, und umgekehrt wirkt der Raum dann zurück auf seinen seelischen Zustand.“ (Bollnow 1994, S. 230)

2.2.1.1.1. Die eigenen vier Wände

Daher kommt der Ausgestaltung und Aufteilung der Innenräume, dem Ausschöpfen von gestaltnerischen Momenten (Farbe, Helligkeit, Dimensionierung, u.a.) eine persönlichkeitsentfaltende oder eben regressive Bedeutung zu (Mehrabian 1987).[98] Dergleichen persönliche Markierungen von neutralen Wohnbereichen als nonverbale Kommunikationsangebote lassen sich als Personalisierung deklarieren (Graumann 1996). Die symbolische und reale Aneignung einer Wohnstätte geschieht dahingehend über Assimilierungsprozesse. Der Wohnende gestaltet aktiv eigenes Wohnen, um sich dort selbst wiederfinden zu können. „Gute Objektbeziehungen verstärken demnach auch meine Identität; das heißt, mein Gefühl, mir selbst gegenüber kein Fremder, sondern ein Mit-mir-bekannt-Gewordener zu sein.“ (Mitscherlich 1965, S. 129) Die Aneignung des Wohnbereichs erfordert die Qualifikation, den neutralen oder objektiven Raum - einschließlich seiner konstitutiven Bedingungen (z.B. Zugänglichkeit) - in Kongruenz mit dem subjektiv vorgestellten Raum zu bringen. „Die sichtbaren Spuren des Aneignungsprozesses sind eng mit Images von Zuhause verbunden.“ (Walden 1995, S. 87) Mit Bezug auf die Wohnung, verstanden als Element der räumlich-dinglichen Umwelt, läßt sich bedeutungsanalytisch - analog zur linguistischen Unterscheidung (Schneider 1996) - zwischen denotativen (sachlich-funktional) und konnotativen Aspekten (Wertschätzung)[99] unterscheiden. Denotationen beinhalten die Erfassung eines Wahrnehmungsinhaltes oder eines Zeichens in seiner unmittelbaren Bedeutung. Eine Wohnung kann inventarisierend beschrieben werden, was sie enthält und wie die Wohnungsgegenstände angeordnet sind. „Ein solches identifizierendes,

[98] Eine ausführliche Erörterung der Parameter für eine gelungene Innenraumgestaltung, sowie der ‘Epizentren des Hauses’ (Selle 1996) führt über den Rahmen dieser Ausführungen hinaus.
[99] Vgl. auch Hjelmski (zusammengefaßt in Nöth 1985, S. 74 ff.).

deskriptives Vorgehen ist auch intersubjektiv überprüfbar, das heißt, es wird von verschiedenen Personen gleich wahrgenommen; daß sich in der Folge bei jedem Wahrnehmenden unterschiedliche Bewertungen und Assoziationen - als Konnotationen bezeichnet - einstellen, gehört ... (zur) Subjektivität der Wahrnehmung.“ (Doelker 1991, S. 80) Damit ist die Bedeutung der Wohnung für die Identität des Nutzers aus verschiedenen Blickwinkeln herleitbar. Einerseits aus einer Innenbeschreibung heraus (Personalisierung), als symbolisch vermittelte Manifestation von Identität und zum zweiten über eine Außenbeschreibung, die räumliche Komponente von Identität betreffend. Die Entwicklung von Identität im Wohnen - über den Indikator *Aneignung* - bleibt an das Zustandekommen positiver Verknüpfungen gebunden. „Wenn man sich mit einem Ort identifiziert, wird dieser zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit.“ (Flade 1987, S. 45)[100]

Den Qualitäten des Wohnens (Bedürfnissen nach Aneignung, Personalität und Individualität) stehen andererseits konformistische Baunormierungen mit standardisierten Grundrißzuschnitten gegenüber. Die Disparitäten zwischen den Normen und partikulären Wünschen nach Selbstverwirklichung können durch strukturelle Zwänge verschärft werden. Das Formelhafte heutiger Bebauung sorgt für vertraute orthogonale Grundraster (Symmetrie und Achsialität) und verbürgt als kulturelles Orientierungsmuster ein rasches Zurechtfinden - selbst in fremden Heimstätten. „Um dies an einem Beispiel festzumachen, das sich am Begriff der Appräsentation von Husserl[101] inspiriert: Damit ist die Fähigkeit des Geistes bezeichnet, aufgrund der Erfahrung, von einzelnen Aspekten das Ganze zu konstruieren, sich beispielsweise also von der Fassade eines Hauses ausgehend dessen räumliche Ausdehnung nach hinten vorzustellen.“ (Doelker 1991, S. 81) Aneignung im Wohnen ist deshalb kein ausschließlich

---

[100] Aarburg (1990, S. 7) weist auf Bedenkenswertes hin. „Bei dem Versuch, Wohnungen als Zeichensysteme sowohl aus der Sicht ihrer Bewohner als auch mit dem Blick von Außenstehenden zu deuten, sind uns diese Selbstdarstellungsversuche immer mehr als Fallen erschienen: Sehr teuer bezahlte Nistplätze sollen für eine graue Arbeitswelt entschädigen, wobei gerade durch diesen Konsum der Zwang entsteht, draussen viel (eigene und fremde) Lebenszeit und unverbrauchte Natur arbeitend zu opfern. Hinter harmlos harmonischen Wohnfassaden fanden wir in ihrer Konsequenz (selbst-) zerstörerische Wahnvorstellungen.“

[101] Vgl. Bentele/Bystrina (1978, S. 65 f.).

individueller und isolierter Akt. „Sie ist vielmehr gesellschaftlicher Natur, da die Objekte (Häuser, Wohnungen, A.F.) und ihre Verteilung im Raum als Träger von Botschaften und Bedeutungen fungieren. Derart ist die Aneignung des Raums ein Kommunikationsprozeß.“ (Chombart de Lauwe 1977, S. 6)
Wohnzufriedenheit gründet sich vorrangig auf emotionale Reaktionen (Flade 1987). Sie ist abhängig von Bewertungen und Wahrnehmungen einer multifacettierten Wohnumwelt. Das Konstrukt Wohnzufriedenheit weist insofern kognitive, affektive und emotionale Aspekte auf. Zufriedenheit korreliert eng mit dem Grad an Übereinstimmung zwischen Wohnung - inklusive der sozialen und räumlichen Wohnumwelt - sowie der Verfügungschance zur konkreten Realisation des Wohnbedürfnisses (Walden 1995). Herrscht eine hohe Übereinstimmung vor, im Sinne des Überwindens gesellschaftlicher Barrieren[102] und des Erlangens von Kontrolle über den Wohnbereich, stellt sich eher eine Grundstimmung ein, sich ein Zuhause geschaffen zu haben.

2.2.1.1.2. Kleines Haus im Grünen

Der Begriff des Zuhauses wird in erster Linie Eigenheimen zugeordnet (Tognoli 1987). Breiter gesellschaftlicher Konsens kommt darin zum Ausdruck, daß das Wohnen im eigenen Haus die bedürfnisgerechteste und für den einzelnen folglich erstrebenswerteste Art des Wohnens zu sein scheint. Dieses gesellschaftliche ‘Dogma’ wird erstaunlicherweise selten ernsthaft hinterfragt, es besitzt ein sehr hohes Maß an Selbstevidenz. Entsprechend raumgreifend vermehren sich - wie ‘naturgegeben’ - die Neubaugebiete, zehren Landreserven auf, um Landschaften der Zersiedelung zu überantworten.
Dessen ungeachtet erträumen sich viele ein Haus im Grünen. Mit der Idee vom Eigenheim verbindet sich ein Stück Utopie. Es ist dieser besondere räumliche Kontext, in dem sich viele ein erfülltes harmonisches Leben vorstellen. Er ist

---

[102] Herlyn (1990, S. 12) konkretisiert: „Grob gesagt rangieren in der Regel bei der Verteilung, der Vergabe und Organisation des Raumes Produktionsinteressen vor den Reproduktionsanforderungen der Bevölkerung.“ Vgl. auch Hoffmann-Axthelm (1993) insbesondere das Kapitel „Die Kapitalisierung des Bodens“.

Bestandteil eines visionären Bildes von einem privaten Glück - mitunter geradezu dessen Vorbedingung.[103] „Im abgegriffenen Wort vom Traumhaus steckt eine Anspielung auf Uraltes, auf ein Geborgensein, das man nicht in der Lotterie gewinnt. Bei aller gesellschaftlichen Überformung, ja Deformation dieses Traumes bleibt ein Rest der unausrottbaren Sehnsucht nach ebenso anfänglicher wie endgültiger Geborgenheit. ... Das Traumhaus und das Haus des Traumes sind die späten Nachkommen jenes ‘kleinen festen Hauses der Seele’, von dem Meister Eckart sprach.“ (Selle 1996, S. 77) Das Eigenheim symbolisiert individuelle Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit (Kapitalbildung). Es ist gleichzeitig Ergebnis und sichtbarer Ausdruck der eigenen Potenz, Symbol eines erfolgreichen beruflichen und privaten Lebens (Repräsentation). Mit den Wortkomponenten ‘*eigen’* und ‘*Heim’* werden offensichtlich Assoziationen verknüpft, die an tiefe Sehnsüchte rühren und eine hohe Faszination ausüben. Das Haus ist semiotisch aufgeladen. „Es hängt damit zusammen, daß das Einfamilienhaus als räumlicher Kontext eines Lebensideals so etwas wie eine ‘leere Kiste’ ist, die mit wechselnden Inhalten gefüllt werden kann. Daß es sich immer wieder als Behälter positiver Lebensvorstellungen anbietet, hat offensichtlich aber mit seiner üblichen Eigentumsform zu tun, denn nur dem Eigenheim traut man die vielfältigen positiven Wirkungen auf die seelische Befindlichkeit und das Zusammenleben zu.“ (Junker 1990, S. 76) Dieser Zusammenhang erinnert unwillkürlich an jenes kulturtypische Denk- und Verhaltensmuster, welches von Erich Fromm (1976) mit dem Lemma vom ‘Sein und Haben’ zu deuten versucht wurde. In einer Übertragung interpretiert Junker: „Das

---

[103] Arne Andersen (1997, S. 127) erörtert das Thema des ‘kleinen Häuschens im Grünen’ im Rahmen seiner Alltags- und Konsumgeschichte: „Am meisten wünschten sich die Bundesdeutschen ein Häuschen im Grünen. Es versprach am ehesten Geborgenheit sowie Erholung vom Alltagsstreß und der Arbeit. ... Viele Bundesbürger hegten nicht nur solche Wunschvorstellungen, sondern verwirklichten sie auch. Die Folgen waren bald unübersehbar: Die Landschaft zerfaserte, die Stadt dehnte sich molochartig aus und schluckte immer mehr nahegelegene Ortschaften. Der Gegensatz von Stadt und Land wich einer raumgreifenden Zersiedelung fast der gesamten Bundesrepublik. Das störte den einzelnen in seiner ländlichen Idylle zunächst nur wenig. Aber er merkte bald, daß sein schöner Traum vom Wohnen in der Natur brüchig wurde. Solange er mit seinem Häuschen im Grünen allein sein konnte, war noch alles in Ordnung. Aber zu viele träumten den gleichen Traum. Das ehemals ursprüngliche Dorf wandelte sich in eine Satellitensiedlung der Stadt und verlor nach und nach seinen Charakter und all die Attribute, die das Leben auf dem Land so attraktiv gemacht hatten.“

könnte bedeuten: Hinter dem Wunsch nach einem Eigenheim stehen häufig andere Wünsche; Wünsche nach Geborgenheit, familiärer Eintracht oder was immer einem als Inbegriff eines guten Lebens erscheint. Dinge jedenfalls, die man nicht besitzen kann und folglich auch nicht kaufen. Was nun zur Attraktivität des Eigenheims beitragen dürfte, ist die (gelegentlich ganz offenkundige) Vorstellung, diese positiven Dinge würden durch das Eigenheim gewährleistet, seien gewissermaßen im Kaufpreis enthalten. Dadurch treten auch die naheliegendsten Nachteile in den Hintergrund." (Junker 1990, S. 76)

Emnid ermittelte 1982 in einer repräsentativen Haushaltsbefragung für die damalige BRD, daß ca. 75 % der deutschen Haushalte ein freistehendes Einfamilienhaus begehren (Höflich-Häberlein 1986). „Ein Haus zu bauen ist eigentlich eine instrumentale Handlung. Ein Haus zu bauen heißt aber auch, sich die Geborgenheit eines Hauses selbst zu gewähren." (Miller 1998, S. 60) Aber ein Eigenheim ist teuer.[104] Der Anteil von Eigenheimbewohnern liegt beispielsweise in Irland bei 81 %, in Spanien (75 %), in Italien (75 %), in Frankreich (54 %), in den Niederlanden (48 %), in Westdeutschland (41 %) und in Ostdeutschland bei nur 29 % (vgl. Spiegel Spezial 'Wohnen 2000', 1997). Doch gerade im ländlichen Raum zielen die Wohnwünsche eindeutig in Richtung Eigenheim (Flade 1987; Illien 1977).

Dennoch: „Die Wohnung gehört in vielen Fällen nicht denjenigen, die sie nutzen; sie verwalten sie auch nicht oder bestimmen deren Gestalt. ... Das Wohnen ist in unserer Gesellschaft zur Ware geworden. Eine Wohnung, ein Haus wird gekauft oder gemietet, wobei im letzteren Fall nur ein Nießbrauch für eine bestimmte Zeit erworben wird" (Schneider 1992, S. 49). Der Verlust von Kontrolle über die materiell-räumliche Wohnumwelt läßt sich als 'Ent-eignung' charakterisieren.[105] Tendentiell muß deshalb Miller (1996, S. 497) beigepflich-

---

[104] „Die Wohnung wird nicht zuerst unter dem Gesichtspunkt der natürlichen Bedürfnisse gesehen, denen sie zu dienen hat, sondern der Struktur unserer Gesellschaft entsprechend entweder unter Ausbeutungs- oder unter Prestigegesichtspunkten; sie demonstriert Herrschaft und Status ... Die Entwürfe der Architekten spiegeln hier zumeist naiv die starren, schon fast wieder kastengeprägten gesellschaftlichen Normen." (Mitscherlich 1965, S. 137) Vgl. Bourdieu (1998a).

[105] „Diese Tendez zur Ent-Autarkisierung der privaten Haushalte hat seit den fünfziger Jahren immer weitere Lebensbereiche ergriffen, wobei materielle und symbolische Prozesse miteinander verschmolzen sind. Zunächst sind natürlich alle leitungsgebundenen Versorgungssysteme

tet werden: „Zu finden ist eine weitgehende Anpassung des Menschen an seine bauliche Umwelt und weniger eine Anpassung der Umwelt an den Menschen.“

2.2.1.2. Kindheit und Wohnen

Bislang skizzierte Dimensionen des Wohnens lassen lebenszyklische Perspektiven weitgehend unberücksichtigt. Unter gegebener Blickrichtung ist der Zusammenhang von Lebenslauf und Raumerfahrung von Belang. Wohnerfahrungen sind „aufgehoben in einem Ansatz altersbestimmter Rollen und Situationsdeutungen.“ (Herlyn 1990, S. 14) Es macht deshalb Sinn, diese altersspezifischen Aspekte des Wohnens näher zu betrachten.

2.2.1.2.1. Wohnen und Sozialisation

In Wohnungen gewinnen Kinder ihre ersten Eindrücke von der Welt (vgl. u.a. Piaget/Inhelder 1971; Schneewind u.a. 1983; Flade 1984). Die frühe Kindheit als Lebensabschnitt zeichnet sich aus durch die Notwendigkeit, genuine Ent-

---

zu nennen, also Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung, Strom, Gas, Fernwärme, aber auch Informationsflüsse über Kabelnetze wie Telefon, Fernsehen bis hin zum Anschluß an das Internet." (Sieferle 1997, S. 195f.)
"Die Individuen hängen an zahlreichen verletzlichen technischen Netzwerken, auf deren störungsfreien Betrieb sie auf Gedeih und Verderb angewiesen sind. Darin wird eine merkwürdig paradoxe Struktur der Transformationsgesellschaft erkennbar. Vielen zeitgenössischen Beobachtern ist aufgefallen, daß sich die Menschen im Zuge der Durchsetzung dieser Gesellschaft immer stärker aus normativen Bindungen emanzipiert haben. ... Dabei wird gerne übersehen, daß diese spektakuläre Verselbständigung der Individuen auf einer ganzen Reihe von Vorleistungen beruht, welche von Institutionen und Versorgungssystemen erbracht werden müssen. Die freie Beweglichkeit der Individuen setzt voraus, daß sie Verpflichtungen und Ansprüche aller Art delegieren und jederzeit damit rechnen können, daß diese Leistungen auch wieder abzurufen sind.
Die Kehrseite der Individualisierung erweist sich damit als wachsende Abhängigkeit von abstrakten, instabilen und undurchschaubaren Systemen, deren Bestand und Kontinuität von niemandem garantiert werden kann. Per saldo hat in der Transformationsphase der Zwang zur Konformität, zur Eingliederung in umfassendere technische und bürokratische Systeme enorm zugenommen, ohne das man sich über die Dynamik dieser Entwicklung völlig im klaren wäre. Die Menschen haben einen großen Teil der Freiheit und Selbständigkeit verloren, die sie in der bäuerlichen Gesellschaft, aber auch im Frühstadium der Transformation noch besessen hatten. Sie sind an Stoff-, Energie- und Finanzströme angeschlossen worden, die selbst keinerlei Stabilität besitzen, sondern total im Fluß sind. Dies gilt in materieller, aber auch in symbolischer Hinsicht." (Sieferle 1997, S. 197f.)

wicklungsaufgaben bewältigen zu müssen, ohne jedoch Verantwortung für das eigene Verhalten übernehmen zu können (Oerter 1987). Kinder sind in ihrer frühen Lebensphase vollkommen abhängig von ihren Eltern oder anderen Bezugspersonen.[106] „Erst ein homogenes, sukzessive gelungenes Mutter-Kind Wechselspiel eröffnet dem Kind die Chance, Objektrepräsentanten zu errichten, Sich und Welt, über die Unterscheidung zwischen Ich und Mutter, getrennt zu erleben." (Thole 1991, S. 53) Erst ab dem 4. Lebensjahr treten eigenständige erkundende Aktivitäten des Kindes allmählich in den Vordergrund. In der Kleinkindphase können Elemente der physikalischen Umwelt anfangs deshalb eher als 'Hintergrundvariable' (Grossman 1996) bezeichnet werden. Gleichwohl ist zu berücksichtigen: „Alle unsere körperlichen Aktionen vollziehen sich in der Beziehung zu dem Raum, den wir zur Verfügung haben. Unsere Fähigkeiten, die Ausdehnung des Raums zu erfassen, und die Beziehungen unseres Körpers zum Raum sind Verarbeitungsprozesse, die wir zu lernen hatten. Wenn ein Kind nicht gelernt hat zu erkennen, wieviel Raum ihm zur Verfügung steht und wie es sich in diesem Raum zu orientieren hat, wird es ihm schwerfallen, sich mit seiner physikalischen Umwelt auseinanderzusetzen." (Ayres 1998, S. 201f.)

Wohnungen stellen das wichtigste Forum für Familienleben dar, demzufolge kommt diesem Bereich für die fortschreitende kindliche Entwicklung eine wachsende Bedeutung zu (Wingen 1979; Zinn 1979). Durch die Formung der Wohnung und des Lebens in ihr nimmt das Kind erste Grundzüge gesellschaftlich geltender Normen wahr (Krovoza 1975). „In der frühen Phase ontogenetischer Entwicklung erleichtert diese Raumorganisation Wahrnehmung und Lernen in vergleichbarer Weise wie ein stabiles familiäres Umfeld. Psychoanalytisch gesprochen, stärkt die frühkindliche, an der expliziten Semiotik des Syntagmas orientierte Raumbildung das Ich, das 'Mit-sich-Identische' des

[106] Im Rahmen dieser Erörterung wird die Normalfamilie als Sozialisationsinstanz zugrunde gelegt. Die Berücksichtigung spezifischer anderer Sozialisationsinstanzen (z.B. Fremdplazierung) kann unter gegebener Themenstellung nicht geleistet werden.

Ego.“ (Geiger 1997, S. 67) Die Familie als primäre Sozialisationsinstanz realisiert diese Aufgabe anfangs im privaten Binnenraum der Wohnung.[107]

An dieser Stelle sei ein kurzer Exkurs in das Feld der historischen Pädagogik erlaubt. Aufmerksam gemacht werden soll auf einen geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Entstehen einer pädagogischen Sichtweise und sozialisationstheoretischen Aspekten des Wohnens. Denn „seit je ist der Unterricht in Analogie zur häuslichen Familienerziehung modelliert worden, ja die Anfänge didaktischer Theoriebildung weisen auf die ursprüngliche Einheit von Hofmeister-, Hauslehrer- und schulischer Erziehung hin.“ (Pazzini 1997; S. 1629) Als Belegbeispiel sei Comenius (1592 - 1670) aufgeführt, der in seiner ‘Didactica magna’ dazu anhielt, die frühkindliche Erziehung in der Mutterstube (Comenius 1954, S. 188ff.) zu beginnen. Auch und insbesondere Rousseau (1712 - 1778) verweist in seinem Erziehungsroman ‘Émile’ (1762) auf diese, der Erziehungsaufgabe förderliche Lebens- und Wohnumwelt.[108] Weiterhin ist Pestalozzi (1746 - 1827) zu nennen, der in seinen Arbeiten immer wieder anrät, das Leben in der Wohnstube als Vorbild und Bezugspunkt jeglicher erfolgversprechender Erziehung zu nehmen. Schließlich sei noch der Reformpädagoge Berthold Otto (1859 - 1933) erwähnt, dessen Konzept zum schulischen Gesamtunterricht als Grundlage das freie Gespräch am häuslichen Mittagstisch hervorhob und dessen ‘Ratschläge für den häuslichen Unterricht’ (Otto 1908) eine Fülle von Detailbemerkungen zur Erziehungsmächtigkeit der häuslichen Wohnumgebung enthalten.

Die Bedeutung der Wohnverhältnisse als wichtige Rahmensetzung der familialen Sozialisationsleistung betont auch für die Gegenwart das Gutachten ‘Familien und Wohnen’ des Wissenschaftlichen Beirates für Familienfragen beim BMJFG (1975). Damit wird die Erziehungsaufgabe (bzw. die kindliche Ent-

---

[107] Entsprechend wird sich auf eine Definition von Geulen (1997, S. 1409) bezogen: „Sozialisation ist die Entwicklung der Persönlichkeit aufgrund ihrer Interaktion mit einer spezifischen materiellen und sozialen Umwelt. Und Giuliani (1989, S. 21) führt zum Stichwort ‘räumliche Sozialisation’ aus: „Gelebter Raum bedeutet auch: Verinnerlichung von Erfahrungsstrukturen und Orientierungsmustern. Der individuelle Handlungsraum hat sein Relief, seine eigene Topologie mit ihren Tiefen und Ausformungen; er bezeichnet das innere und äußere Spannungsfeld, auf das menschliches Handeln bezogen ist, ein Handeln, das sich zwischen Verhaltensnormen und dem Verhaltenskontext eigene Wege der Produktivität sucht. Die Handlungswelt - und vor allem die kindliche - ist nicht bloß Vorgefundenes, sondern sie ist erworben und gestaltet. Das Heimischwerden in der Lebenswelt ist vergleichbar mit dem Erlernen einer Sprache. Und eine Sprache erlernen heißt zunächst auch: die Möglichkeit für alle anderen verlernen. Das Heimischwerden in der Welt, die Prägung von Erfahrungsstrukturen bedeutet somit auch Ausschluß anderer Möglichkeiten.“

[108] „Dabei hat gerade die Pädagogik seit Rousseau eine lange Geschichte mit dem ländlichen Raum hinter sich, und kein ‘sozialer Ort’ ist so oft und mit so viel Hoffnungen und Sehnsüchten von der Pädagogik bedacht worden.“ (Fuhs 1997, S. 167)

wicklung) in Beziehung gestellt zur strukturalen Beschaffenheit der Wohnung. Demnach führt räumliche Enge zu restriktivem elterlichen Erziehungsverhalten, wodurch grundlegende familiäre Spannungen erzeugt werden und eine größere gegenseitige Abhängigkeit sich ausbildet. Als Erziehungshaltung - in betroffenen familiären Kontexten - fanden Wurzbacher/Cyprian (1973) einerseits eine Tendenz der Eltern zur *overprotection* und andererseits eine allgemein gereizte Stimmungslage (Patterson 1983) mit erhöhter Bereitschaft vor, Kinder körperlich zu traktieren (Booth/Edwards 1976).[109]

Kleindimensionierte Wohnungsgrundrisse beschränken ferner den kindlichen Spiel- und Erkundungsraum, wenn Kinder häufig für elterliche Tätigkeiten Platz machen müssen und damit ihre Bedürfnisse nicht ausleben können. Denn Kinder trachten danach, die räumliche und dingliche Umwelt der Wohnung zu erkunden, ohne zunächst die Bedeutung der vorgefundenen Gegenstände zu kennen.[110] Revers (1969/1975) betont diesen Stellenwert der Wohnung als Erlebniswelt des Kindes explizit. Beispielsweise finden Kinder im Spiel eigene Bedeutungen der Wohnungsgegenstände. Sie sind kreativ in diesem symbolischen Interpretationsgeschehen, wodurch Konstituierung von Kultur, zwar überwiegend angeleitet durch die Eltern, aber auch frei assoziativ geleistet wird. Bahrdt (1974) spricht deshalb von einer 'Teilkultur der Kinder'. „Auch Kinder haben so etwas wie eine eigene Kultur, zum mindesten eine Teil-Kultur, mit eigenen Deutungsschemata, Symbolen und Bewertungen. Kinder befinden sich zwar im Prozeß der Sozialisation, d.h. sie sind auf dem Weg zur Erwachsenenkultur. Aber ihre Existenz geht nicht darin auf, Subjekte oder gar

---

[109] „Je ungünstiger die Wohnbedingungen und Wohnumweltbedingungen sind, desto höher ist die Bereitschaft der Unterschichteltern (Mütter), ihren Kindern gegenüber bestrafende, kontrollierende Erziehungsmethoden anzuwenden. ... Schlechte Wohn- und Umweltbedingungen begünstigen also elterliche Erziehungsmethoden, von denen in der Sozialisationsforschung angenommen wird, daß diese für die psychische, soziale, motivationale und kognitive Entwicklung des Kindes von Bedeutung sind. ... Wichtig ist schließlich zu berücksichtigen, daß bei der Mehrzahl der kinderreichen Unterschichtfamilien sich Kinderreichtum, beengte und schlechte Wohnbedingungen und ungünstige Wohnumweltbedingungen in der Regel zu einem einheitlichen Lebenszusammenhang verdichten." (Vaskovics/Watzinger 1982, S. 288f.)

[110] Mueller/DeStefano (1973) unterstreichen die zweifache soziale Bedeutung von Objekten: Objekte fordern soziale Interaktionen, sie laden dazu ein. Zunächst einmal möchte ein Kind attraktives Spielmaterial behalten, es verteidigt die Nutzungsoption anderen gegenüber. Zum anderen vermag ein Objekt auf subtile Weise zu sozialen Interaktionen zu motivieren. Aktivitäten um ein ausgewähltes Objekt herum animieren dazu, Handlungskontingenzen zu entdecken.

Objekte der Sozialisation zu sein. Ihr Dasein ist nicht nur der defiziente Modus des Erwachsenseins.“ (S. 132)

Kinder stellen spezifische Anforderungen an ihr Zuhause, sie wohnen anders. Sie benötigen freie verfügbare Flächen, die nicht lediglich als ‘Verkehrsfläche’ fungieren und somit auf die Bewegungsabläufe Erwachsener abgestimmt sind, sondern Spielraum. Diesen eigenbestimmten Raum sollten Kinderzimmer bieten.[111] Doch auch dort begrenzen genormte räumliche Gegebenheiten in der Regel die kindlichen Bedürfnisse. Kinderzimmer sind nämlich häufig zu klein. Laut DIN 18011 sind für diesen Wohnbereich 7 bis 8 m² im Massenwohnungsbau zu veranschlagen (Riemann 1984). Ferner stoßen elterliche Reglements, wie mit dieser Enge *vernünftig* umzugehen sei, nicht selten auf kindlichen Widerstand. Damit ist die Problematik der Ordnung im Kinderzimmer angesprochen. Je nach Gusto der Eltern, die womöglich akkurate und museale Ordnungskriterien vertreten, wird infolgedessen die vom Kind gestaltete Ordnung, respektive das spielerisch entstandene Werk, von den Erwachsenen als Chaos tituliert und durch Aufräumaktionen beseitigt, aus Kindersicht jedoch zerstört. Am Beispiel offenbaren sich die unterschiedlichen Interpretationsmuster der symbolischen Interaktion zwischen Erwachsenen und Kindern.[112] Diese Konfrontation mit der elterlichen Verfügungsmacht dürfte, so kann gefolgert wer-

---

[111] „Kinder und Jugendliche sind nun mal beim Wohnerlebnis letztlich stets von den ihnen durch die Erwachsenen zugestandenen und nur durch freiwilligen Verzicht eingeräumten Möglichkeiten abhängig. Je mehr Verzichtleistungen den Erwachsenen allein schon aufgrund äußerer Bedingungen wie Wohnungsgröße, Wohnumfeld, Einrichtung, Kosten etc. auferlegt sind, je eingeschränkter werden bei Kindern und Jugendlichen Wohnform und das sich innerhalb des Sozialisationsprozesses entwickelnde Wohnerlebnis.“ (Silbermann 1991, S. 134)

[112] Mitscherlich (1965, S. 132) sieht diesen Konflikt grundlegender: „Erzieherische Tradition kann, wie wir sehen, als Gift gegen Gemütlichkeit, Lässigkeit wirken und keine Kraft für Heiterkeit übrig lassen; für eine Wohnlichkeit, die dadurch entsteht, daß die Dinge Spuren des Gebrauchs, des Dienstes, den sie tun, aufweisen und daß das im Stil des Hauses gestattet ist, ohne daß man im Fettfleck an der Wand und in der lädierten Tasse unter Gästen eine Prestigeeinbuße zu befürchten hätte, oder darin selbst eine Minderung des Status mittelbürgerlicher Perfektion erblickte.

Zunehmend wird aber deutlich, daß diese Engigkeit, diese Rigidität, diese Penibilität dem Meublement gegenüber - man kann sich zur Beschreibung dieser Haltung gar nicht geschraubt genug ausdrücken - eine ihrer aktivsten Motivationen in diesem engen Eingeklemmtsein hat - erst war es räumlicher, schließlich wurde es seelischer Natur -, und zwar deshalb, weil das kindliche Autonomiestreben frühzeitig in der räumlichen Enge dem aus rationalen und irrationalen Elementen gemischten Ordnungszwang zum Opfer gefallen ist.“

den, dem kindgerechten Aufbau eines Vertrauens zur dinglichen Umwelt abträglich sein (Bahrdt 1974).[113]

Deutlich wird, daß die Wohnkultur Einfluß auf die Ich-Entwicklung des Kindes nimmt. Diese Einschätzung unterstützen - allerdings in relativ unspezifischer Weise - Veröffentlichungen aus psychoanalytischer Perspektive (vgl. u.a. Lorenzer 1972; Winnicott 1973) und sozialisationstheoretische Arbeiten (vgl. z.B Berger/Luckmann 1970, S. 139ff.).

Die Effekte des beengten Zusammenwohnens lassen sich fortführen, wobei stets negative Momente überwiegen.[114] Namentlich werden nachteilige Auswir-

---

[113] Holzkamp (1973, S. 194) verdeutlicht diesen Gedankengang: „Die Aneignung von Gegenstandsbedeutungen ist das Fundament für die Aneignung von Symbolbedeutungen, bildet damit auch die Voraussetzung dafür, daß das Kind die in den ikonischen und diskursiven Symbolwelten auf erweiterter Stufenleiter, in verdichteter und hochverallgemeinerter Form kumulierte gesellschaftliche Erfahrung in seine eigene Erfahrung einbeziehen kann, und so die Möglichkeit zu präsenzentbundenem ‘Denken’, einer reflexiven Stellung der Welt und sich selbst gegenüber und der Bildung historischen Bewußtseins gewinnt.“
Auch nach Lee (1975) führt die Begegnung mit der materiellen Umwelt zu einem relativ konsistenten Feedback, wodurch die Ausbildung invarianter Schemata erleichtert wird.

[114] Interdependenzen zwischen Wohnverhältnissen und Sozialisation, die auf nicht kindgerechte, einschränkende Bedingungen verweisen, faßt Thole (1991, S. 76) aus der Literatur zusammen:

- „Enge Wohnverhältnisse haben einen Erfahrungs- und Anregungsmangel zur Folge und führen zu einer Steigerung von nervösen Verhaltensweisen. Restriktive Erziehungsmaßnahmen sind häufig Auswirkungen der Situation, in zu engen Wohnungen mit zuviel Menschen zu leben (u.a. MAGS 1981; Schottmayer/Christmann 1976).
- Die Unfähigkeit, soziale Kontakte ohne Restriktionen aufnehmen zu können, nimmt bei schlechten Wohnverhältnissen zu (z.B. Kaufmann et al. 1979).
- Kaufmann (1979) konstatiert, daß räumliche Enge die volle Entfaltung von Lernfähigkeit und Intelligenz verhindert, zumindest jedoch behindert.
- Nachweislich ist festzuhalten, daß zu enge Wohnungen sich potenzierend auf Kinderunfälle im Haushalt auswirken, eine Zunahme von Erkrankungen der Atemorgane (Erkältungskrankheiten) durch zu enge und schlecht ausgestattete Wohnungen als erwiesen angesehen werden kann und eine nicht zu übergehende Korrelation zwischen Wohnungsgröße und körperlichen Haltungsschäden bei Kindern existiert: ‘Je größer die Personenzahl im Verhältnis zur Raumzahl einer Wohnung ist, desto häufiger treten Haltungsschäden bei Kindern auf. Während in Wohnungen mit einer Personen-Raumzahl-Relation 0,8 bis 1,2 27 % der Kinder Haltungsschäden haben, sind es in einer Wohnung mit einer Personen-Raumzahl-Relation 2,4 bis 2,8 38 %’ (Rughöft 1978; S. 78). Aber auch andere Organe und physiologische Tätigkeiten werden durch Wahrnehmungsenge negativ beeinflußt: Die Herztätigkeit, der Blutdruck, die Funktion der Drüsen, Stoffwechsel und Verdauung (vgl. Höltershinken 1983, S. 77).“

Vaskovics (1988, S. 52) faßt die Ergebnisse seiner ökologischen Sozialisationsforschung ernüchternd zusammen indem er konstatiert, daß „über die tatsächliche Wirkung von Wohnungs- und Wohnumweltbedingungen auf die innerfamiliäre Sozialisation nichts Sicheres ausgesagt werden kann.“ Und Herlyn (1990, S.18) bemängelt entsprechend: „Als entscheidendes Defizit der Forschung bleibt m.E. jedoch das Fehlen von Informationen darüber, wie sich räumliche Erfahrungen in der Kinderzeit in spätere Phasen des Lebens vermitteln.“

kungen auf die kognitive Entwicklung von Kindern angenommen. Konsequenzen in Bezug auf den schulischen Erfolg betroffener Kinder werden vermutet, wodurch sich langfristig gesehen wiederum grundlegende Prädiktionen für die Verteilung von Lebenschancen ergeben können (Winger 1979; Rodin 1976). Genau diese unterschiedliche gesellschaftliche Verteilung von Partizipationsmöglichkeiten verweist auf einen repetitiven Charakter der Misere.[115] „Wesentlich ist ferner, ob eine Familie in einer Eigentums- oder in einer Mietwohnung lebt. Kindern aus Eigentümerhaushalten steht im Durchschnitt häufiger ein eigenes Zimmer zur Verfügung als Kindern aus Mietwohnungen." (Flade 1996, S. 359)

2.2.1.2.2. Raumerkundung, Verinselung und Verhäuslichung

Bereits Vorschulkinder erkunden ihre Umwelt relativ eigenständig. Diesen Nahbereich außerhalb der direkten Kontrolle von erwachsenen Personen bezeichnet Hart (1979) als 'free range'. Im Umfeld der Wohnung „können Kinder wichtige Erfahrungen mit Pluralität machen, indem sie aus der relativ konsistenten Familienwelt heraustreten" (Peek 1995, S. 25) und selbstregulierend fremde Bereiche erobern. Dabei bewegen sie sich an der Schnittstelle zwischen öffentlichen und privaten Bereichen. Auf diese Weise können sie Explorationserfahrungen machen mit der prinzipiellen Rückversicherungsmöglichkeit des Zuhauses (Dessai 1986; Zinn 1979). „Das Kind, das vor seinem Haus spielt, erfährt, wie sicher es ist, sich in die Welt hinauszuwagen, während es gleichzeitig den Schutz des Zuhauses nicht verläßt." (Bettelheim 1980, S. 121) Orientierende Grundlagen bilden sich: „Für ein Lernen von sozialem Verhalten im Raum sind Wege, Grenzlinien, Bereiche, Brennpunkte und Merk- und Wahrzeichen von entscheidender Bedeutung. Auf diese Weise ist eine 'Aneignung' von Raum möglich, können Identitäten gesichert und soziale 'Spuren' gelesen werden." (Dangschat 1996, S. 106)

---

[115] Miller (1998, S. 167): „Es ist aber ein Zusammenhang zwischen der Bedeutung des Aktionsraumes in der frühkindlichen Entwicklung und dem Erwachsenenverhalten anzunehmen. Der Aktionsraum ist bedeutsam für den Aufbau der Selbstidentität und der sozialen Identität."

Ältere Untersuchungen (z.B. Muchow/Muchow 1935) unterteilen den Lebensraum von Kindern in *Spiel- und Streifräume*. Demnach stellt der *Spielraum* die eigentliche Heimat des Kindes dar. Dieser formt sich „aus dem Insgesamt an Straßen und Plätzen, die das Kind genau kennt, wo es oft spielt und wo es oft entlanggeht, und die es sich vorstellen kann, wenn es die Augen zumacht.“ (Flade 1996, S. 359) *Streifräume* markieren demgegenüber weitgehend unbekannte Geländeformationen, die vom Kind in Eigeninitiative zu erobern sind.[116] Die Aneignung der Areale korreliert mit Geschlechtsunterschieden. Der Lebensraum von Jungen erstreckt sich signifikant weiter (Moore/Young 1978; Hart 1979), sie verfügen über größere Erlebnis- und Verhaltenspotentiale durch die Aneignung eines weitläufigeren Gebietes (van Vliet 1983).[117] Dergleichen Explorationsfelder vergrößert sich mit zunehmendem Alter der Kinder. Dieses Modell des einheitlichen Lebensraums ist in heutiger Zeit einer differenzierten Betrachtungsweise zu unterziehen. Denn Funktionsentmischung und Speziali-

---

[116] Expression von Zacharias (1989, S. 68) als Nachbetrachtung eines Vortrages von Robin Moore: „Gleich als ersten Punkt benennt er das ‘flowing terrain’ - die fließende Landschaft oder die vagabundierende Wahrnehmung, oder das ziellose Suchen, oder einfach, sich treiben lassen im Raum, Bewegung als explorativer Zustand, wie immer das umschreibend zu übersetzen ist: Wandern, Fußgängernetzwerke, radfahren, andere Arten des Reisens und Fahrens, sich die Wege entlangspielen, verstecken und finden, einfach quer durch... (‘getting through’), Ortsmarkierungen durch Bedeutungen - subjektive Topographien, verstecken und suchen, entdecken, Dinge sammeln, ‘ernten’, sich erinnern. Robin Moores Resümee: ‘Es war eindrucksvoll zu entdecken, wie manche Kinder Experten dabei waren, Zugang zur Unterschiedlichkeit (‘diversity’) zu finden. Vielleicht sollten wir im Gedächtnis behalten, daß sie wirkliche Experten im Gebrauch ihrer Umgebung sind’ (Moore 1986, S. 80).“

[117] Nissen (1998, S. 190) kommt in ihrer vergleichenden Studie dazu, „Geschlechtsunterschiede im raumbezogenen Verhalten von Mädchen und Jungen zu konstatieren. ‘Draußen’ sein hat sich ausdifferenziert in zwei Formen öffentlicher Räume, in - im wesentlichen noch von Jungen in Anspruch genommene - öffentliche Freiräume und in institutionalisierte öffentliche Räume, die zwar von Jungen und Mädchen in annährend gleichem Umfang und mit ähnlicher Frequenz aufgesucht werden, jedoch - wie auch die Nutzung der Freiräume - mit inhaltlich deutlich geschlechtsspezifischen Orientierungen. Die Aktivitäten der Jungen sind wesentlich raumbetonter als die der Mädchen, dies gilt sowohl für die Bewegung des Körpers im Raum als auch in Hinblick auf die räumliche Ausdehnung der von ihnen beanspruchten *Lokalitäten*. Dagegen ist im institutionellen Bereich die Anzahl der aufgesuchten *Orte* bei Mädchen höher als bei Jungen. Geschlechtsspezifische Territorien im Sinne von Haller (1994) existieren im öffentlichen Freiraum in erster Linie für Jungen (Bolzplätze, Skateboardbahnen), für Mädchen kann - wenn überhaupt - allenfalls im nahräumlichen Bereich davon gesprochen werden (Hinterhöfe, Gärten am Haus).
Zumindest auf den ersten Blick scheint es so zu sein, daß dem symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit mit seinen polaren und hierarchischen Wertsetzungen und Funktionszuweisungen in der alltäglichen raumbezogenen Aneignung von Geschlecht nicht zu entkommen ist, daß das ‘doing gender’ im Prozeß der ‘Selbst-Bildung in sozialen Praktiken’ anhand der klassischen Trennungslinie erfolgt.“

sierung der Lebensbereiche, insbesondere die rapide Zunahme des privaten Autoverkehrs, modifizierten die Struktur kindlicher Wohnumwelten maßgeblich. Die tendenzielle Desintegration der Erfahrungsräume greift das Modell des *verinselten Lebensraums* (Sachs 1980; Zeiher 1983) auf. Demnach konstituiert sich der kindliche Lebensraum aus einer Anzahl vertrauter Räume, die geographisch verstreut gelegen und deshalb kein zusammenhängendes Kontinuum bilden, sondern als organisierter Sozialisationskontext Kinderalltag inszenieren. „Die Aneignung der Rauminseln geschieht nicht in einer räumlichen Ordnung, etwa als allmähliches Erweitern des Nahraumes, sondern unabhängig von der realen Lage der Inseln im Gesamtraum und unabhängig von ihrer Entfernung." (Zeiher 1983, S. 187) Aus der Perspektive der *Verinselung der Kindheit* subsumieren sich verschiedene Teilräume als unverbundene Orte der Begegnung, deren Zwischenräume nur mit Hilfe von Erwachsenen überbrückbar sind, zur Umwelt für Kinder. „Diese Ausdifferenzierung von Räumen bringt auf der einen Seite den Zugewinn individueller Autonomie bzw. Wahlfreiheit mit sich, bestimmte Situationen zu nutzen, auf der anderen Seite aber auch neue Abhängigkeiten, wie Transportbedürfnisse, Fahrtdauer und Öffnungszeiten." (Peek 1995, S. 41) Der erhöhte Mobilitätsbedarf verwandelt Wohnumgebungen in vom Verkehr dominierte Zwischenräume oder 'Nicht-Orte',[118] die eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegen und für lokale Aktivitäten keinen Raum mehr belassen. „Der neue Lebensraum (besteht, A.F.) aus einzelnen separaten Stücken (Kitas, Schule, Freunde, Vereine), die wie Inseln (Segmente) verstreut in einem größeren unüberschaubar gewordenen Gesamtraum lagen. Der segmentierte Lebensraum wurde zum zentralen Aspekt kindlicher Identität." (Röll 1995, S. 153)

---

[118] Die Überbrückung des Zwischenraumes ist nach Paul Virilio (1978, S.32ff.) zusammengehörig mit einer 'Enträumlichung' der Distanz und mit einer Modifikation verschiedener Tätigkeiten in Funktionsräume. Ausgangspunkt der Überwindung des Raumes ist die Beschleunigung aller Ortsveränderungen im Raum, wobei das immer größer werdende Tempo der Technik die Bewegungslosigkeit des Menschen verlangt. Die durchmessenen und überwundenen Räume gehen für den Reisenden und dessen Wahrnehmung verloren. Virilio spricht von einem 'Nicht-Ort', an dem wir uns befinden, wenn wir unterwegs sind. Dann wir sind eigentlich nur in Bewegung, verändern unseren 'Stand-Ort' mit jeder Sekunde, ohne uns aber selbst (körperlich) zu bewegen.

Die Diskussion beider Modelle führt grundsätzlich zu der Feststellung, daß hier wie dort idealtypische Konstruktionen konzeptualisiert worden sind. „Der Blick auf Sozialisationsbedingungen heute verstärkt die Frage nach dem Aufbrechen monolythischer Raumvorstellungen. Da jedoch nach wie vor eine Dominanz euklidischer Raumvorstellungen nicht zu leugnen ist, kann die Annahme nur lauten, daß konträre Raumvorstellungen zur Regel werden. Kinder wachsen bereits ... mit diesen Widersprüchen und Gleichzeitigkeiten im räumlichen Denken auf.“ (Löw 1997, S. 27) Entscheidendes Kriterium beider Modelle ist der Gebietstyp der Wohnumgebung.[119] Insbesondere für den ländlichen Raum sind Mischformen beider Perspektiven anzutreffen. Auch hier hat die Wohnumwelt im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Funktionsdifferenzierung an Spiel- und Explorationsqualität für Kinder eingebüßt. In der Praxis beeinflussen Determinanten wie geographische Beschaffenheit, Besiedlungsdichte (Berg/Medrich 1980) und Verkehrsbelastung der Wohnumgebung die Erziehungshaltung der Eltern und damit auch die Aneignungsfreiräume der Kinder. Engelbert (1986) faßt diesbezügliche Wechselwirkungen zusammen, indem er feststellt, daß Eltern ihre Kinder um so seltener draußen unbeaufsichtigt spielen lassen, je jünger diese sind und je stärker das Verkehrsaufkommen[120] in der Umgebung ist. Moore/Young (1978) bestätigen den Entscheidungsfaktor ‘*Besorgnisse der Eltern vor den Gefährdungen durch den Straßenverkehr für ihre Kinder*’. Das quantitative Ausmaß des Draußen-Spielens kor-

[119] Flade (1993, S. 37) schlägt vor, um allzu einseitige Interpretationen des räumlichen Verhaltens von Kindern zu vermeiden, einem differenzierenden Schema zu folgen, nämlich generell zwischen ‘pull’- und ‘push’- Faktoren zu unterscheiden: „‘pull’ bedeutet Hinwendung, ‘push’ meint Abstoßung. In der Umwelt des Menschen finden sich stets sowohl zahlreiche pull- als auch vielfältige push-Faktoren. Pull-Faktoren in der Wohnumgebung von Kindern sind z.B. eine bespielbare Umwelt, Abenteuerspielplätze oder andere Kinder; push-Faktoren sind Monotonie und Langeweile, fehlende Spielfreunde, Verkehrsgefährdung usw. Ein häufiges Versäumnis besteht darin, daß das Zusammenwirken von push- und pull-Faktoren nicht genügend beachtet wird und statt dessen ein bestimmter pull- oder pusch-Faktor isoliert analysiert wird.“

[120] „Nahezu jede Wohnung, jedes Haus ist an das öffentliche Straßen- und Verkehrsnetz angebunden. Der Straßentyp und vor allem die Verkehrsbelastung der Wohnstraße geben vor, inwieweit der Straßenraum für die Anwohner nutzbar ist. Gerade für Kinder stellt der Straßenverkehr eine potentielle Gefährdung dar. Straßen sind für sie Barrieren, die häufig ohne die Hilfen von Erwachsenen nicht überwunden werden können. Die Verkehrsbelastung der Wohnstraße beeinträchtigt daher nicht nur die Nutzbarkeit des Straßenraumes (bzw. ebenso des privaten Freiraums am Haus) als Aktionsraum, als Treff- und Kommunikationsort, sondern schränkt auch die ‘Begehbarkeit’ und Nutzbarkeit der weiteren räumlichen Umwelt ein.“ (Engelbert 1986; S. 130)

respondiert folglich mit der Beschaffenheit der Wohnumwelt unmittelbar. „Je mehr push-Faktoren in Wohnungsumgebungen wirksam werden, wie z.B. Verkehrsgefährdung, Lärm und Luftverschmutzung durch starken Straßenverkehr, um so mehr verschieben sich auch die Gewichtungen auf der Achse ‘Autonomie - Kontrolle’. Mehr push-Faktoren in der Wohnungsumgebung sind gleichbedeutend mit erhöhter Kontrolle durch Erwachsene bzw. Autonomieverlust.“ (Flade 1993, S. 42f.) Zu dieser Sachlage betonen verschiedene Analysen (Hertzberger 1986; Krause et al. 1977; Seggern 1982) die Relevanz alternativer, nicht streng zweckgebundener Räume für das Spiel der Kinder. Als Element dieser informellen Spielorte wird speziell der Stellenwert des Hausgartens hervorgehoben (z.B. Fester et al. 1983). Lehmkuhl (1985, S. 48) erläutert: „Wer Kinder hat, weiß: Der Garten zählt doppelt. Ungestört kann das kleine Kind spielen, sich frei bewegen, allein oder mit den Kindern des Nachbarn unter den Augen der Mutter.“ [121]

Diese Entwicklung führt bei verschiedenen Autoren (Dessai 1986; Heide 1981; Rolff/Zimmermann 1985) zu der Einschätzung einer zunehmenden Rückzugsbewegung in den häuslichen Familienverband. „(Kinder, A.F.) halten sich in der veränderten Wohnumwelt mehr und mehr im Haus ... auf. Der Trend geht von draußen nach drinnen.“ (Rolff/Zimmermann 1985, S. 85) Die Verhäuslichung[122] (Gleichmann 1976 und 1987; Nokielski 1985) des Alltags von Kin-

---

[121] „Kinder eignen sich ihre Umwelt vor allem handelnd an, insbesondere durch das Umnutzen, Umfunktionieren, Verändern von Gegenständen und Räumen - und wo dies nicht möglich ist, durch das Zerstören“ (Jacob 1987a, S. 46). Ein Beispiel: „Der schönste (Spielplatz) war an der Mauer, die ja nicht weit von Gropiusstadt ist. Da gab es einen Streifen, den nannten wir Wäldchen oder Niemandsland. Der war kaum 20 Meter breit und wenigstens anderthalb Kilometer lang. Bäume, Büsche, Gras so hoch wie wir, alte Bretter, Wasserlöcher. Da kletterten wir, spielten Verstecken, fühlten uns wie Forscher, die jeden Tag wieder einen uns bis dahin unbekannten Teil des Urwäldchens entdeckten. Wir konnten da sogar Lagerfeuer machen und Kartoffeln braten und Rauchzeichen geben. Irgendwann haben sie dann gemerkt, daß da Kinder aus Gropiusstadt spielten und Spaß hatten. Da sind wieder die Trupps angerückt und haben Ordnung gemacht. Dann haben sie Verbotsschilder aufgestellt. Nichts durfte man mehr, wirklich alles war verboten. Radfahren, auf Bäume klettern, Hunde frei laufen lassen. Die Polizisten, die wegen der Mauer da ständig rumlungerten, kontrollierten die Einhaltung der Verbotstafeln. Angeblich war unser Niemandsland jetzt ein Vogelschutzgebiet. Wenig später haben sie es zur Müllkippe gemacht.“ (Christiane F. 1979, S. 30f.)

[122] Dazu eine Einschätzung von Wiebusch (1990, S. 100): „Trotz der ‘Unwirtlichkeit’ und ‘Unwirklichkeit’ der funktionsentmischten und automobilisierten Städte, trotz eines Trends zur ‘Verhäuslichung’ von Kindheit (‘Familienkindheit’), sind ‘Straßensozialisation’ und ‘Draußen-

dern ist dann gegeben, wenn Eltern die objektiven Gegebenheiten ihrer Wohnumwelt so bewerten, daß ihre Kinder besser innerhalb der Wohnung aufgehoben sind. „Mit ‘primärer Verhäuslichung’ wird dabei bezeichnet, daß ehemals haus-, hof- oder straßenöffentliche Tätigkeiten in die private Sphäre der Wohnung verlagert werden. Die Verlagerung in institutionelle Bereiche wie Freizeitzentren, Kindertagesstätten, Jugendhäuser usw. wird ‘sekundäre Verhäuslichung’ genannt.“ (Flade 1993, S. 38) In ihrer Sichtung aktueller Veröffentlichungen und Untersuchungen gelangt Flade (1993) zu dem Fazit, daß in der Tat technologische Innovationen und sozialer Wandel mit den Faktoren „Verbreitung von Fernsehen, Telefon und Auto, die Erwerbstätigkeit von Frauen, die Scheidungsrate und der Geburtenrückgang bzw. die Institutionalisierung der Kinderbetreuung“ (S. 39) in ihrem Zusammenwirken zu einer weitgehenden Umgestaltung des Alltags von Kindern beitragen. Wohnungsumgebungen haben ihre wichtige Funktion für die sozialräumliche Sozialisation von Kindern zum Teil eingebüßt. Neben anderen Alternativen zum Spiel draußen (Spielplätze, Kindergarten, Vereins- und Sportangebote, Wohnungen von Verwandten und Bekannten), ist explizit der kindliche Fernsehkonsum hervorzuheben, denn es besteht eine prinzipielle Gemeinsamkeit zwischen der realen Raumaneignung draußen und dem Fernsehkonsum drinnen.[123]

2.2.1.2.3. Kinder und Fernsehen

In diesem Zusammenhang weist Groebel (1990, S. 161f.) auf den Stellenwert der Ereignissuche (‘sensation seeking’) hin, dem Bedürfnis, sich äußere Stimulie zu erschließen. Auch Kinder besitzen spezifische Reizbedürfnisse, die sich auf drei zentrale Bereiche (Risikosuche, soziale Anregungssuche, Bedürfnis

---

Spielen’ weiterhin relevante Momente in der Freizeitgestaltung und Umweltaneignung heutiger Kindheit.“

[123] Die offenbar bestehenden Verbindungen zwischen Medienkonsum und Raumerfahrungen werden von Flade (1993, S. 51f.) belegt: „Das Ergebnis, daß Vorschulkinder, die Kultur- und Freizeitangebote wie Büchereien, Museen, Sportplätze usw. nutzen, die im Garten spielen können und deren Wohnumgebung sich durch eine allgemein gute Lebensqualität auszeichnet, weniger fernsehen, macht deutlich, daß Wohnumgebungen für Kinder auch heute noch wichtig sind, sofern sie nur Platz zum Spielen und Treffen und diverse Anregungen bieten.“

nach intellektueller Stimulation) beziehen. Groebel (1990) behauptet nun, daß diese basalen Erlebnisse Kindern auch über das Anschauen und Miterleben von Fernsehsendungen zuteil werden können.[124] „Der Bildschirm wird demnach für Kinder aufgrund fehlender attraktiver Möglichkeiten im Nahbereich der Wohnung zur beliebten Freizeitbeschäftigung, die ihrem Bedürfnis nach Außenorientierung entspricht.“ (Peek 1995, S. 79)

Die Bewertung des kulturellen Sinns und Nutzens des Fernsehkonsums[125] spaltet die Fachleute in verschiedene Lager. Eco (1986) hat diese Fraktionen benannt: Apokalyptiker und Integrierte. Apokalyptiker, die modernen Bilderstürmer (Winn (1979), Mander (1979), Anders (1980) und Postman (1994)) verbinden mit der Ausbreitung des elektronischen Mediums den Untergang von Kultur und Gesellschaft. Integrierte (z.B. Mc Luhan (1968; 1969), Drösser (1995), Doelker (1991)) betonen demgegenüber die positiven, fortschrittlichen Anteile der televisionären Informationsumwelt. Die Welt verkleinere sich - via Fernsehen (Stichwort: Fenster zur Welt) - zu einem globalen Dorf. Bilder aus entlegenen Teilen des Globus flimmern über den Bildschirm und dieser Blick in die Ferne erweitere - unter Bildungsgesichtspunkten - den persönlichen Horizont. Den zuschauenden Kindern, die ausdauernd und folgsam dem *elektronischen Babysitter* ihre Aufmerksamkeit widmen, interessiert der Wissenschaftsstreit indessen wenig. „Geht man von den statistischen Daten aus, muß man Kindheit in unserem Land weitgehend als Fernsehkindheit definieren: So verbrachte jedes fernsehende 6- bis 13jährige Kind 1992 im Tagesdurchschnitt 160 Minuten vor dem Fernseher, 20 Prozent aller Grundschüler sehen pro Woche mehr als 40 Stunden fern. Tendenz: steigend.“ (Eicke/Eicke 1994, S. 23) Längst schon haben die jungen Zuschauer den Rahmen des sogenannten Kin-

---

[124] „Die räumliche Enge (der Wohnung) bewirkt, daß bewegungsfreudige Kinder fortwährend ‘mit dem Kopf gegen die Wand’ rennen, im wörtlichen und übertragenen Sinn. Viele Kinder internalisieren die Enge; sie bremsen sich, sie setzen sich - und sie bleiben sitzen: Attraktive Fernsehprogramme verstärken die Wirkung, sie suggerieren den Kindern im Sessel die Freiheit der fernen Welten.“ (Zapf 1980, S.14)

[125] Diese kurze Abhandlung des Themas ‘Fernsehkonsum’ ist selektiv auf die Perspektive der Ausarbeitung gerichtet und erhebt deshalb nicht den Anspruch, alle wesentlichen Aspekte (z.B. Gewalt und Medien) zu diskutieren. Spezifika anderer virtueller Medien (Computer) werden ebenfalls vernachlässigt.

derprogramms gesprengt. „Kinder schauen natürlich nicht nur Kindersendungen an. Kinderfernsehen ist, wenn Kinder fernsehen - und das tun sie fast zu jeder Sendezeit.“ (Drösser 1995, S. 77) Die hereinströmende Informationsflut fesselt die Sinne, was bei vielen zu einem spezifischen Fernsehverhalten führt: Vor dem Fernsehgerät beenden die Kleinen ihr Spiel und verfallen in eine Art Trance, indem sie still und angespannt dem Angebotenen folgen, dessen hoher Grad an Similarität sie nur noch dem Bilderfluß folgen läßt und damit den anderen Menschen entrückt.[126] In dieser Haltung verharrend, ist ein Mangel an Bewegung und Körpererfahrungen nahezu obligat zu nennen.[127]

Für Fernsehkinder gehören wohnen und fernsehen *zusammen*. Und in dieser Symbiose liegt das Eigentliche der Betrachtung. Wie weit auch immer die Vereinnahmung fortgeschritten sein mag und noch fortschreiten wird,[128] das Fernsehgerät einzuschalten ist so selbstverständlich geworden wie das Betätigen des Lichtschalters. Mit dieser medialen Wirklichkeit massiv konfrontiert, gewinnt die kleinste Wohnung eine andere, erweiternde Dimension von subjektiver Raumerfahrung. Die Medienhöhle wird zum Haus des Seins. „Untersuchungen zum Raum, als soziale Konstruktion betrachtet, fehlen bislang in der Bildungsforschung. Erforscht wurden Orte, Städte, Häuser und Zimmer. Nimmt man jedoch den Raum als Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit, ... dann vollziehen sich Bildungsprozesse nicht vor dem Hintergrund von Raum und Zeit, sondern sie konstruieren Raum und Zeit. *Wie* Raum konstruiert wird, das heißt auch die Raumvorstellungen, ist in zweifacher Hinsicht Ergebnis eines Bildungsprozes-

---

[126] „Enzensberger nennt (den Fernseher deshalb) ‘die buddhistische Maschine’“ (zit. aus Drösser 1995, S. 92).

[127] Eicke/Eicke (1994, S. 22) führen aus: „Viele Kinder können heute weder rückwärtsgehen, balancieren oder klettern noch einen Ball werfen oder fangen. Es fehlt an selbsterlebten Sinneseindrücken, denn gerade Sinnesanreize bieten entscheidende Impulse zur Entwicklung der Motorik und des Gehirns.“ Vgl. hierzu auch Kunz (1990). Beeinträchtigungen der kognitiven Entwicklung bei Kleinkindern, die in ihrem Erkundungsverhalten gehemmt sind, z.B. durch überzogenen Medienkonsum, sind zusammenfassend von Wachs/Gruen (1982) dargestellt.

[128] Keppler (1994, S. 18) merkt zu den Visionen der Apokalyptiker an: „Die mediale Begleitung des Alltags sei zu einer nahezu lücken(losen) Präfiguration des alltäglichen Verhaltens geworden. ... Jedoch möchte ich ausdrücklich festhalten, daß dies eine mögliche Wahrheit des medienkritischen Diskurses ist. Ihrzufolge entwertet das Fernsehen die Alltagswirklichkeit, indem es sie der Logik seiner Dramaturgien unterwirft. Die performativen Unterhaltungssendungen wären demnach die Speerspitze einer Tendenz zur Kolonialisierung der Lebenswelt, die dem Fernsehen und anderen Massenmedien als solchen in die Wiege gelegt sei.“

ses. Zum einen sind sie, wie menschliches Wissen grundsätzlich, vorläufiges Ergebnis eines kulturell determinierten Lernprozesses der Menschen; zum zweiten muß sich jeder Neuankömmling in der Gesellschaft die dominanten Raumvorstellungen reflexiv aneignen." (Löw 1997, S. 30)

Zunehmend müssen Gleichzeitigkeiten relativistischer und absolutistischer Vorstellungen zu den Alltagserfahrungen in dieser wichtigen kindlichen Prägephase gerechnet werden. Der Umgang mit virtuellen Räumen kann herkömmliche Raumvorstellungen irritieren. Denn „diese Erfahrung läßt sich nur schwer, zumindest nur widersprüchlich, in eine Behältervorstellung integrieren. Statt dessen wird die Heterogenität und Unendlichkeit von Räumen sehr plastisch. Die absolutistische Idee vom Raum als ‘ein Ding an sich’ kann durch die Erfahrungen mit virtuellen Welten in Frage gestellt werden." (S. 26) Visionäre postmoderne Medientheorien gipfeln daher in der Aussage, Fernsehen sei zu einem *Spiritus rector* von Wirklichkeit geworden. Durch das Fernsehen werde „der Unterschied zwischen Sein und Schein, zwischen Wirklichkeit und Bild aufgehoben." (Anders 1980, S. 110) Das Bildsein erweise sich im neuen Medienzeitalter als *seiender* als das Sein.

„Welsch (1995) vermutet einerseits vor allem eine Virtualisierung und Derealisierung unserer Vorstellung des Wirklichen bzw. unseres Verständnisses von Wirklichkeit. Eine saubere Trennung zwischen Medienrealität und Alltagsrealität werde immer schwieriger. Welsch geht davon aus, daß in Zukunft mehrere Wirklichkeitsversionen miteinander koexistieren. Die televisionäre Wirklichkeit sieht er dabei als eine Welt, die wählbar, wechselbar, verfügbar und fliehbar ist. Andererseits erwartet er aber auch eine Revalidisierung nichtelektronischer Wirklichkeitserfahrungen. Die Revalidisierung des Körperlichen sieht er jedoch nicht als Gegenprogramm, sondern als Komplimentärprogramm." (Baacke/Röll 1995, S. 17f.)

2.2.1.3. Jugend und Wohnen

2.2.1.3.1. Wohnen: Innen - Außen

Anknüpfend an die Ausführungen über das Wohnen der Kinder ist für Jugendliche signifikant, daß mit dem einsetzenden Verlust der Schutz- und Schonräume im familiären Rahmen eine zunehmend autonome Eroberung neuer sozialer und topographischer Räume ins Zentrum des Interesses rückt (Herlyn 1990). Der normativen Aufgabe, ihren Aktionsraum auszuweiten und damit einen Autonomiezuwachs (Lewin 1939) zu gewinnen, entspricht auf Seiten der Jugendlichen eine Erhöhung der Mobilität. Je nach Wohnumgebung differierend, findet die alterskorrelierende Ausdehnung des jugendlichen Lebensraums statt.[129] Gesucht werden Kontakte zu Gleichaltrigen (‘Peergroup’). „Diese personale Orientierung hat ihre besondere sozialräumliche Dimension: Man muß Personen ‘begegnen’, muß wissen, wo sie sind, wie man sie treffen kann, zu wem sie gehören. Personen symbolisieren Spielräume, Gelegenheitsstrukturen, Perspektiven.“ (Böhnisch/Münchmeier 1993, S. 56) Generell dominieren öffentliche Kontexte im Streben, sich den Festlegungen familiärer Verhältnisse und sonstigen bevormundenden Instanzen (wie Nachbarschaft, Schule, Ausbildungsbetrieb) zu entziehen. Die Gewichtung dieser Tendenz hat sich jedoch in den letzten beiden Jahrzehnten verschoben, wie Böhnisch/Münchmeier (1989) in einem Vergleich neuerer Jugendstudien konstatieren: Die Zunahme der Gleichaltrigenorientierung korrespondiert mit einer Verflachung des Ablösungsprozesses von der Familie. Der Gegensatz scheint aufgehoben, Familie *und* Gleichaltrigenszenen sind von Bedeutung. Orientierung findet auf verschiedenen Ebenen statt, „an gleichaltrigen Personen, an den Medien, Stilen, Kommunikationsformen der Gleichaltrigenwelt. ... Jugendliche schaffen sich

[129] Bjoklid (1982) konnte in schwedischen Wohnanlagen feststellen, daß Jugendliche über 15 Jahren seltener als alle anderen Altersgruppen in unmittelbarer Umgebung der Wohnanlage anzutreffen waren.

Gleichaltrigenräume, um ihre Selbständigkeit ausleben, darstellen und widerspiegeln zu können.“ (Böhnisch/Münchmeier 1993, S. 54)[130]

Wiederum differenziert nach lokalen Gelegenheitsstrukturen und Alter wirkt eine unterschiedliche Verfügbarkeit über Verkehrsmittel als Barriere gegen Ausweitungsbestrebungen des Lebensraums.[131] Dergleichen Aktivitäten sind wesentlich darin motiviert, Bedürfnisse nach eigenen Territorien[132] durchzusetzen. Territorien als Teile des Selbstkonzeptes implizieren Indentifikation mit

---

[130] Oswald (1995, S. 401f) unterstützt die These einer Verflachung des Generationskonfliktes: „Es gibt eine umfangreiche ... empirische Forschung zum Eltern-Kind-Verhältnis, die zeigt , daß das emotionale Verhältnis der Jugendlichen zu den Eltern, insbesondere zu den Müttern ... sehr gut ist. Dabei ist wichtig, daß die Mehrheit der Jugendlichen ein gutes Verhältnis zu den Gleichaltrigen mit einem guten Verhältnis zu den Eltern vereinbaren kann. Viele Jugendliche wählen sich einen Freundeskreis im Sinne ihrer Eltern. Überraschend viele Jugendliche stimmen auch in wichtigen Einstellungen mit ihren Eltern überein. Offensichtlich ist die Frage, ob Eltern oder Gleichaltrige einen stärkeren Einfluß ausüben, falsch gestellt. Vielmehr beeinflussen beide Seiten in unterschiedlichen Bereichen.“ Oswald (1992, S. 328f.) stellt weitergehende Zusammenhänge her: „Damit spricht einiges für die Hypothese, daß sowohl Bedingungen im Elternhaus als auch in der Gleichaltrigenwelt zu Jugendzentrismus führen, daß aber der Elternkontext wichtiger ist. Zusätzlich gibt es synergistische Effekte dahingehend, daß negative Bedingungen im Elternhaus dazu führen, daß Bedingungen im Peerkontext sich auf Jugendzentrismus auswirken, wohingehend normale Bedingungen im Elternhaus diesen Einfluß der Peers herabsetzen. ... Das bedeutet, daß die Peers dann einen negativen Einfluß ausüben, wenn die Jugendlichen sich nicht mehr an den Eltern orientieren.“

[131] Vgl. parallel zu Zeihers (1983) Modell der ‘Verinselung der Kindheit’: Besonders ältere Kinder erfahren Umwelt zunehmend über das Inselmodell. „Die sozial-räumliche Polarisierung im Stadtgebiet (hier: Essen) führt dazu, daß die unteren Klassen in Armutsgebieten konzentriert sind, die durch einen Mangel an Infrastruktur gekennzeichnet sind: schlechte Versorgung mit Lebens-Mitteln im weiteren Sinne, deutlich schlechtere Versorgung mit ‘kultureller Infrastruktur’ wie Kindergärten und Schulen, aber auch Freizeitmöglichkeiten wie nicht-bebaute Landschaft ... sowie Sportanlagen. Wenn solche Armutsgebiete am Rand der Städte bzw. Ballungsgebieten liegen, kommt als zusätzliche Benachteiligung die Einschränkung der räumlichen Mobilität hinzu.“ (Rieser 1997, S. 295)

[132] Die emotionale Bindung an bestimmte Orte ist kulturell vermittelt und somit weitgehend fakultativ (Roos 1968). Goffman (1961) und Lyman/Scott (1967) unterscheiden in primäre, sekundäre und öffentliche Territorien. Dieser Kategorisierung nachgehend, bedeuten primäre Territorien Räume, die zur ständigen Verfügung einer Person mit alleinigem Besitzanspruch stehen. Sekundäre Territorien sind durch eine geringere Verfügungsgewalt des Inhabers ausgezeichnet. Öffentliche Territorien kennzeichnen sich demgegenüber durch diffuse Nutzungsregeln. „Aspekte der Identität des Inhabers des Territoriums finden sich in der ‘Innen- und Außenbeschreibung’ des angeeigneten Raumes. Die Innenbeschreibung wird geleistet durch die Personalisierung bzw. Ausgestaltung mit symbolischen Manifestationen des Inhabers. Die Außenbeschreibung umfaßt die räumlichen Komponenten seiner Identität ... Gleichzeitig werden durch solche Territorien Abgrenzungen gegenüber anderen Person (-gruppen) und zugleich das ‘Wir-Gefühl’ verstärkt.“ (Miller 1996a, S. 335) Untersuchungen von Hansen/Altman (1976) und van der Ryn/Silverstein (1972) untermauern die Bedeutung von Territorien für die Aufrechterhaltung der eigenen Identität. Haller (1994): „Territorialität, als sowohl Nutzung durch Interaktion und Identifikation mit einer Lokalität, impliziert historische Konstanz (Tradition): das Gefühl, sich in einem eigenen Gebiet zu bewegen, wo ‘man sich immer bewegt hat’, also gewissermaßen die Inanspruchnahme eines Gewohnheitsrechts.“ (S. 20) Vgl. auch Kersten (1997).

dem umgebenden Raum (‘place identity’, Prohansky 1978). „Über ein eigenes Territorium zu verfügen, ist der wohl wichtigste Weg, durch ein Arrangement von physischen und psychischen Grenzen selbst zu bestimmen, mit wem und in welchem Umfang interpersonale Kontakte erfolgen.“ (Noack 1996, S. 380) Der Anspruch von Jugendlichen auf ein selbstbestimmtes Territorium reicht dabei vom devoten Ausprobieren bereits angelegter Raumnutzungen bis zur provokanten Besetzung öffentlicher Flächen. Diese Dynamik birgt Anteile der Nichtakzeptanz bestehender Verregelungen des Außenraumes. „(Die, A.F.) strenge Normierung der Verwendungsweise und des Gebrauchs von gebauter Umwelt hat sich baukonstruktiv, gestalterisch und stofflich-materiell bis hinein in das unmittelbare Wohnumfeld verlängert: Die Umwelt tritt den Individuen als kodifizierter, verregelter Raum gegenüber, der kaum mehr Qualitäten an sich besitzt, sondern nur mehr Mittel für andere Zwecke ist. ... Wenn man die Welt, die einen umstellt, immer weniger mit seinen eigenen Motiven besetzen und prägen kann, dann wird es für Kinder und Jugendliche schwer, sich selbst als jemand wahrzunehmen, von dem etwas ausgeht: sich eben als Subjekt zu fühlen.“ (Becker/Eigenbrodt/May 1983, S. 125) Bourdieu (1991, S. 29) verallgemeinert das räumliche Symbolsystem: „Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht, und zwar in ihrer sicher subtilsten Form: der symbolischen Gewalt als nicht wahrgenommener Gewalt. Zu den wichtigsten Komponenten der Symbolik der Macht ... gehören zweifellos die architektonischen Räume, deren stumme Gebote sich unmittelbar an den Körper richten.“ Als radikale Reaktion auf dieses Prekär-Werden der als unwirtlich wahrgenommenen räumlichen Umwelt rücken nur mehr noch Vandalismen der Jugendlichen ins Bewußtsein der Öffentlichkeit.

Altman (1979) definiert territoriale Kontrolle als *Privatheit* (privancy). In ihren Beiträgen spezifizieren Laufer/Wolfe (1977) jugendtypische Indikatoren für Privatheit in *Kontrolle über Personen* und *Kontrolle über Räume*. Umweltkontrolle als Element von Privatheit läßt sich wiederum unterteilen in Verhaltensänderungen im *öffentlichen Raum* und andererseits in Bezug auf die Verfügbarkeit eines *privaten Raums* innerhalb der familiären Wohnstätte. Auch für

Jugendliche ist das eigene Zimmer Identifikations- und Gestaltungsraum, in dem sie sich mit Dingen umgeben können, denen sie Bedeutung beimessen, die wichtig sind, gemocht werden, die Identifikationen erlauben, in denen sie sich wiederfinden können, die ihre Geschichte erzählen (z.B. Buba/Vaskovics/ Früchel 1992). Besonders bei Mädchen spielen vertraute Räume, die Geborgenheit vermitteln, eine große Rolle. Es finden sich somit Hinweise im Hinblick auf potentielle geschlechtsdifferente Raumwahrnehmungen: „Auch sind die Lebenswege von Männern und Frauen räumlich unterschiedlich. Männliche Jugendliche besetzen eher öffentliche Plätze, Mädchen nehmen für sich stärker die Privatheit in geschlossenen Räumen in Anspruch." (Ecarius 1997, S. 33) Gabriele Geiger (1997, S. 63) bezeichnet solcherart „Raum-Bildung" generell als „die ganzheitliche Aneignung des Raums als körperlich erfahrbarer, später auch intellektuell abbildbarer" Prozeß. „Die immer noch stärkere Einengung und Verregelung räumlicher Expansion von Mädchen durch die Sozialisationsinstanzen befördert nach wie vor den gender gap."[133]

Kennzeichen des Binnenterritorialverhaltens sind für Parke/Sawin (1979) exemplarisch die Entfaltung und Etablierung von Kontrolle über ein „eigenes Reich" (Zimmer), bzw. Regelungen des Zugangs dorthinein (Türeschließen, Anklopfen). Diesbezügliche Arrangements im gemeinsamen, familiären Zusammenwohnen sind regelmäßig zu realisieren. Als Problembereiche und innerfamiliäre Reibungsflächen (Gaiser/Müller 1988) erweisen sich dabei: überlauter Musikkonsum, Besuch/Übernachtung von Freunden und nachbarliche Rücksichtnahme. Jugendliche experimentieren gestalterisch mit der Aneignung ihres Zimmers im Hinblick auf die momentane und spätere Verwirklichung ihrer Wohn- und Lebensvorstellungen: das eigene Zimmer als Ort der Entspannung und Erholung, als Treffpunkt für Freunde, als Raum zur Selbstentfaltung (Gaiser et al. 1989a). Gesellschaftlich gewendet, geht es um den Erwerb von *kulturellem Kapital*. „Kulturelles Kapital ist darin eigenständig anzueignen, soziale Kontakte sind selbständig zu planen und eine eigene Verabredungspraxis ist auszubilden. ... Der relativ große Spielraum, den der jugendliche ... So-

[133] Ausführlich in ‘StadtRat’ (1998).

zialraum bietet, fordert zur Aneignung von möglichst viel kulturellem Kapital auf.“ (Ecarius 1997, S. 49)[134] Das so erworbene kulturelle Kapital wird „Bestandteil der Person; (es ist, A.F.) „auf vielfältige Weise mit der Person in ihrer biologischen Einzigartigkeit“ (Bourdieu 1983, S. 187) verschmolzen. Wohnen ist Element und Teilmenge von Kultur und läßt sich folglich im beschriebenen Sinne kapitalisieren.

2.2.1.3.2. Wohnsituation in familiären Bezügen

Im interdisziplinären Diskurs über Jugend ist das Thema Wohnen - im Vergleich zu anderen Motiven (Berufseinstieg, Ausbildung, Arbeitslosigkeit, Freizeit, Jugendkultur u.a.) - ausgemacht sporadisch behandelt worden. Den tatsächlichen Stellenwert des Wohnens für die Lebensgestaltung von Jugendlichen suchen Gaiser/Müller (1990) in einer Umfrage des ‘Deutschen Jugendinstitutes’ von 1989[135] nachzugehen, deren Ergebnisse einer zielgerichteten Auswertung unterzogen wurden. Die Autoren konzentrieren sich weitgehend auf die Analyse von Sekundärbefragungen und sozialstatistischen Erhebungen. Demnach ist für die meisten Schüler der Auszug aus dem Elternhaus noch kein akutes Thema. „Sie sind ... mit der derzeitigen Wohnsituation meist zufrieden, fühlen sich oft auch noch nicht so weit, schon selbständig zu wohnen und kalkulieren meist ihre eigenen finanziellen Mittel hierzu realistisch als begrenzt.“ (S. 192) Mädchen hegen signifikant häufiger, aktiver und früher Auszugspläne. Die Jugendlichen entwickeln ihre Wohnvorstellungen dabei in der Auseinandersetzung mit dem Wohn- und Lebensstil der Eltern. Die noch im Familienverbund lebenden Jungen orientieren sich überwiegend am Vorbild der Eltern. Lediglich eine Minderheit von ca. 10 % vertritt die Position, alles anders zu

[134] Vgl. auch Fuhs/Büchner (1994).

[135] „Ziel der Gesamt-Untersuchung war die Analyse der Lebenslagen von Familien, nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden in der Bundesrepublik und in West-Berlin. Hierfür wurden 1984/85 in einer Quotenstichprobe ca. 1.500 Familien bzw. Lebensgemeinschaften befragt. Es haben 1.446 Frauen und 1.192 Männer geantwortet. Darüber hinaus konnten 336 Jugendliche, die noch bei den Eltern lebten, in die Untersuchung miteinbezogen werden. Die folgenden Skizzen beziehen sich auf Daten der Befragung dieser Jugendlichen (15 bis 22 Jahre alt).“ (Gaiser/Müller 1990, S. 191)

machen, sich konträr zu den elterlichen Vorgaben als eigenständig Wohnende einzurichten, immerhin 50 % wollen doch einiges verändern. Diese Orientierung bzw. Nichtorientierung am Vorbild der Eltern umschließt jedoch nicht nur den Lebensbereich Wohnen. Zustimmung und Ablehnung des elterlichen Vorbildes finden auf breiterer Basis statt. „Bei Jugendlichen, die ähnlich wohnen und leben wollen wie die Eltern, ist ein hohes Maß an Identifikation mit dem gesamten elterlichen Verhalten - nicht nur bezogen auf das Wohnen - festzustellen. Die Eltern sind hier das Vorbild der Jugendlichen; diese streben an, später einen vergleichbaren Lebens- und Wohnstil zu realisieren. Die materiellen Wohnverhältnisse dieser Jugendlichen sind im Ganzen günstiger als die Wohnumstände derjenigen Jugendlichen, die manches oder alles anders machen wollen, als die Eltern.“ (S. 193) Auch diejenigen, die ausdrücklich nicht dem Wohnstil der Eltern nacheifern wollen, richten ihre Hoffnungen auf einen besseren Lebensstil, den es zu späteren Zeiten zu verwirklichen gilt. „Die Aussagen machen deutlich, daß ‘Wohnen’ einerseits das Symbol eines anderen, selbst definierten Lebens und andererseits die Wohnung als notwendiges materielles Substrat individueller, von den Vorstellungen der Eltern abweichender Lebensentwürfe gesehen wird.“ (S. 194)

Wie sehen nun konkret die Wohnbedingungen innerhalb der elterlichen Wohnung für Jugendliche aus? Verfügen sie tatsächlich über genügend Platz für ihre Alltagsbedürfnisse, können sie sich zurückziehen? Zur Beantwortung dieser Fragen soll auf die aufbereiteten Resultate der Shell Studie ‘Jugend ‘92’ (Buba/Vaskovics/Früchtel 1992) zurückgegriffen werden. Dort wird referiert, daß von den 13 - 17jährigen Jugendlichen nur 20 % über ein eigenes Zimmer mit einer Größe von mehr als 10 m² verfügen. 70 % haben ein eigenes Zimmer, leben aber sehr beengt, da es nicht einmal 10 m² umfaßt. Weitere 10 % teilen sich ein Zimmer mit Geschwistern oder anderen Personen, so daß Rückzugsmöglichkeiten nur eingeschränkt gegeben sind. Zusammengerechnet ergibt sich ein Prozentsatz von 80 % derjenigen Jugendlichen,[136] die von Wohnraum-

[136] Auf das Unterscheidungskriterium *‘neue-’* und ‘*alte Bundesländer’* wird aus gegebener Perspektive verzichtet. Insofern wird Bezug genommen auf die Datensätze der Kategorie *‘alte Bundesländer’*.

knappheit betroffen sind. Diese Daten geben allerdings nur einen groben Überblick über die tatsächliche Wohnsituation. Sie bedürfen deshalb der Ergänzung durch weitere Aspekte. Die Shell Studie 'Jugend '92' ermittelte, daß immerhin 60 % der Familien ein eigenes Haus bewohnen oder über eine Eigentumswohnung verfügen. Damit erfahren die bisher vorgestellten ernüchternden Ergebnisse eine positive Relativierung, denn die begrenzenden Effekte des kleindimensionierten Jugendzimmers können teilweise durch den Wohnwert eines Eigenheimes kompensiert werden. Diesen Faktor berücksichtigend, ergibt sich, daß immerhin ca. 40 % der Jugendlichen tatsächlich von ungünstigen und begrenzenden Wohnverhältnissen betroffen sind. Sie wohnen in Mietwohnungen und/ oder haben kein oder nur ein kleinräumiges Zimmer zur Verfügung; ca. 42 % der Befragten geben an, persönlich zwar beengt zu wohnen (Jugendzimmer unter 10 m²), doch biete sich im Eigenheim insgesamt genügend Platz.[137] Übrig bleiben ca. 20 %, die in sehr guten Wohnverhältnissen leben (großes Zimmer in Miet-/Eigentumswohnung oder eigenem Haus).[138]

Insofern läßt sich für ca. 40 % der Jugendlichen aussagen, daß wenig Raum bleibt für Individualität im Wohnen. Enge erzeugt häufig soziales Streßverhalten.[139] Bezweifelt werden muß folgerichtig, daß wünschenswerte Aspekte des

[137] Gaiser/Müller (1990, S. 192) veranschaulichen: „Auch das Wohnzimmer ist nicht 'gute Stube' mit Exklusiv- Charakter für Erwachsene und deren Gäste, sondern steht durchaus auch den Jugendlichen zur Verfügung. Sie können dort mit Freunden zusammensein oder auch gelegentlich ihren Hobbies nachgehen. Ein heikler Punkt ist offensichtlich eher die Abstimmung zwischen (elterlichem) Ruhebedürfnis und (jugendlicher) Musikfreude. Das mag aber auch einen Grund darin haben, daß die Qualität der Schalldämmung innerhalb der Wohnungen und gegenüber denen der Nachbarn nicht mit der Leistungsfähigkeit moderner Lautsprecherboxen Schritt halten konnte.“

[138] „Dieses Gesamtbild vermittelt eine Vorstellung davon, mit welchen Schwierigkeiten des Wohnungsmarktes Familien heute kämpfen und belegt, daß Kinder und Familien relativ häufig zu den Verlierern des freien Wohnungsmarktes gehören, auch wenn im westlichen Teil der Bundesrepublik durch wohnungspolitische Maßnahmen in erheblichem Umfang Wohnungseigentum geschaffen werden konnnte.“ (Buba/Vaskovics/Früchtel 1992, S. 383)

[139] Schultz-Gambard (1996, S. 344) faßt wesentliche Erkenntnisse der Crowdingforschung zusammen: „Gemeinsames Ergebnis ist, daß durch hohe Dichte gekennzeichnete Lebensbedingungen im allgemeinen schädliche Auswirkungen auf physiologische Prozesse (erhöhte Daueraktivierung bis hin zu funktionalen Störungen) sowie auf affektive (z.B. negative subjektive Befindlichkeit), kognitive (z.B. Leistungsdefizite) und soziale (z.B. sozialer Rückzug) Prozesse haben. Die Auswirkungen generalisieren auch über den Bereich, in dem die Beengung unmittelbar erlebt wird, hinaus auf andere Bereiche. Besonders beeinträchtigt scheinen Personengruppen mit eingeschränkten Handlungsalternativen - und damit geminderten Bewältigungsmöglichkeiten,“ wie z.B. Kinder und Jugendliche (Anmerkung des Verfassers).

jugendlichen Wohnens sich in einem befriedigenden Maße für Betroffene verwirklichen lassen. „Selbstbestimmte Privatheit, Rückzugsmöglichkeit, Basis von Selbstinszenierung und Expression - dies sind die zentralen Aspekte, die das Wohnen Jugendlicher und junger Erwachsener charakterisieren. Sie verfügen über ein erhebliches Potential an Kreativität,[140] mit Wohnformen zu experimentieren, auch über die dazu nötige Zeit - wenn auch selten über die notwendigen Geldmittel, um aus ihnen zugängliche Wohnungen und Wohngelegenheiten befriedigende oder längerfristig erträgliche Wohnsituationen herzustellen.“ (Gaiser/Müller 1989, S. 386; vgl. auch Naffin 1970)

2.2.1.3.3. Selbständiges Wohnen

Damit wird bereits selbständiges Wohnen in den *eigenen vier Wänden* thematisiert. Der Auszug[141] aus der elterlichen Wohnung ist häufig der erste Schritt in die Selbständigkeit. Bis in die 70er Jahre hinein wurde die *Wohnzeit* der Jugend nach einem linearen Schema verortet: Kinder und Jugendliche wohnten als Mitglieder von Familien beisammen bis - quasi als Initiationsritus - der Auszug aus der Familie[142] in die erste eigene Wohnung geschafft wurde. Wohnen außerhalb der Herkunftsfamilie definierte sich, gemäß den damaligen gesellschaftlichen Normierungen, als Familien- und Existenzgründungsphase und leitete mit der beruflichen Selbständigkeit den Ablösungsprozeß von der Her-

[140] Vgl. zum kreativen Potential auch Willis (1991) u.a.

[141] Schneewind/Braun (1988, S. 50) führen aus, daß es sich beim Auszug der jungen Erwachsenen in der Regel nicht um ein „abruptes Herauskatapultieren aus dem Familienverband handelt, wie es die ‘Startrampen’-(launching) Metapher einiger Familienentwicklungstheoretiker nahelegt.“ Vgl. Duvall (1977). Eher ist es angebracht, den Ablösungsprozeß in einer ‘dynamisch-funktionalen Perspektive’ (Lerner 1985) einzubinden. Prozeßhaft vollzieht sich das Zusammenwirken individueller Autonomiebestrebungen versus familiärer Verbundenheitsbedürfnisse (vgl. Cooper et al. 1983; Youness 1983). Im Spannungsfeld dieser beiden Pole sind im familiären Beziehungssystem neue Abstimmungsleistungen zum Thema „Distanzregulation“ (Schneewind/Braun 1988) zu erbringen. Dabei ergeben sich Zusammenhänge dergestalt, daß eigene Ablösungserfahrungen der Eltern jeweils starke Wirkung zeigen auf die aktuellen Ablöseaktivitäten ihrer Kinder.

[142] In Band I der Studie des ‘Jugendwerks der Deutschen Shell’ (Jugend ’92, S. 271ff.) heißt es: „Aus der Frage nach dem Selbstkonzept läßt sich eine Abgrenzung der Übergangsphase durch die Betroffenen selbst herauslesen. ... Mit dem Übergang in den Beruf, dem Auszug aus dem Elternhaus und der Gründung einer eigenen Familie nimmt die (Selbstdefinition als Erwachsener) ... zu.“

kunftsfamilie endgültig ein (u.a. BMJFG 1975; Neef 1981). Die Etablierung einer eigenen Wohnung als Verfügungsmöglichkeit über ein persönliches Wirkungsfeld wurde also lange überwiegend im Kontext von Familie, Ablösung von der Familie und Familiengründung abgehandelt. Einen Wohnsitz begründen hatte allenfalls den biographischen Status einer obligaten „infrastrukturellen Beigabe“ (Gaiser/Müller 1990, S. 182).
Der Wohnungsmarkt für junge Nachfrager ist heute durch erschwerte Einmündungsbedingungen definiert. Das zentrale Problem der Wohnungsmarkt-Newcomer liegt in den Hürden des Zugangs zu den Angeboten des Wohnungsmarktes. Kann doch eine Wohnung angemietet werden, dann passen sich die zuvor gehegten Wohnvorstellungen und Wohnperspektiven oft genug an den erreichten mäßigen Standard an, verkümmern Phantasie und Tatendrang an den Realitäten und Auswirkungen eines Wohnungsmarktes, der junge Nachfrager als ‘Randgruppe’ registriert (Ruede-Wissmann 1983).

2.2.1.3.3.1. Neue „Jugendformen“

Das Thema Jugend und Wohnen ist facettenreicher geworden. Die Kategorie des Wohnens wurde bereits in ihrer wesentlichen Bewandtnis erörtert, der Terminus Jugend entzieht sich weiterhin einer letztgültigen Charakterisierung.[143] Mit der Einführung des Begriffs *Postadoleszenz* durch die ‘Shell-Ju-

[143] Einige Aspekte des aktuellen Diskurses zur Jugendfrage seien nachfolgend aufgeführt, dessen Dynamik sich die vorliegende Arbeit natürlich nicht entziehen will und kann. Das Involviertsein bedeutet auf der anderen Seite jedoch nicht, sich in diesen Kanon einzureihen und das sich bietende weiträumige Spektrum der Jugendfrage dezidiert zu diskutieren.
Das Sperrige der vielschichtigen Betrachtungsweisen und Definitionselemente von Jugend hervorhebend, warnen Fuchs/Zinnecker (1985, S. 12) davor, sich dieser Komplexität des Gegenstandes als beliebigen ‘Selbstbedienungsladen’, bzw. als ‘geistigen Steinbruch’ zu bedienen. Damit verweisen sie auf eine Tendenz, die immer wieder anzutreffen ist, solange man *die Jugend* als Projektionsfläche des gesellschaftlichen Selbstverständnisses glaubt verorten zu dürfen. Dem so *geschaffenen* Jugendbegriff haftet etwas Unechtes an: Er wird als geschlechtsneutrale Kategorie, als abstrakter Ausdruck gesellschaftlicher (historischer) Verhältnisse gehandelt. Begründet durch diese etikettierende Zuschreibung, daß diese *Zeit des Übergangs* zum Modell und Experimentierfeld der gesellschaftlichen Entwicklung gelten kann, erscheint *die Jugend* als der verläßliche Ort, auf und über den gesellschaftliche Kontroversen (z.B. Thema Arbeitslosigkeit) ausgetragen werden können. Doch wie die Gesellschaft sich wandelt, wandelt sich auch *die* jeweilige Jugend. Die kulturelle Variabilität und Relativität gilt also auch für das heterogene Gebilde *Jugend*. „Wie Jugendliche sich vorbereiten, entwickeln und mit den ihnen

gendstudie' (Jugendwerk Shell 1981)[144] wurde der Diskurs um den allgemeinen Strukturwandel von Jugend auf breiter Basis eröffnet. Mit dieser Neuvermessung der Lebensphasen des Menschen vor dem Hintergrund des sich vollziehenden gesellschaftlichen Wandels, richtet sich das Hauptaugenmerk auf das dritte Lebensjahrzehnt, als *Zwischenstufe* zwischen Jugend und Erwachsensein. Die Kontroverse der geführten Debatten über den Untersuchungsgegenstand spiegelt sich deutlich im Vokabular der Forschergruppierungen wieder, eine Sprachverwirrung, die bis heute anhält.[145] Keniston (1969; 1970) benannte den neuentdeckten Lebensabschnitt als „Youth“ oder „Postadolescence“. Andere, die Kontinuität der Jugendphase betonend, sprechen von einer „verlängerten Jugendphase“. Die Nähe zum Erwachsenenstatus hervorhebend, einigen sich Anhänger einer dritten Meinung auf die Umschreibung „junge Erwachsene“ (z.B. Zinnecker 1982 u. 1994; Baethge 1989; Junge 1995). Letzterer Bezeichnung soll im folgenden der Vorzug gegeben werden, womit sich der Argumen-

gesetzten Bedingungen umgehen, entscheidet über die individuelle und gesellschaftliche Zukunft.“ (Oswald 1995, S. 387) Deshalb werden Jugendliche medienwirksam durch zahlreiche Untersuchungen durchleuchtet und examiniert. Die unterschiedlichen und teils widersprüchlichen Ergebnisse gelangen plakativ in die öffentliche Rezension. Gemäß der Devise ‘ex falso quodlibet’ eröffnet sich eine kunterbunte Jugendskizze: „Jugend (-forschung) degeneriert in einer Flut von empirischen Daten, die nur selten untereinander vergleichbar sind, und wird vor allem im Rahmen politischer und pädagogischer Vereinnahmungsversuche instrumentalisiert und somit schließlich auch anfällig für massenmedial forcierte Modethemen, Schlagzeilen (Tippelt/Becker 1984, S. 105) und Konfliktmoden, die wie Frühjahrs-, Herbst- und Winterkollektionen die öffentliche Diskussion bestimmen (Beck 1984, S. 497).“ (Ferchhoff 1985, S. 55) Inzwischen setzt sich die Einsicht durch, daß ein vereinheitlichender Begriff von *der Jugend* nicht der apodiktisch differenzierten Realität entspricht, von daher ist der Vorschlag von Pöggeler (1982, S. 389) keineswegs widersinnig, von einer *Jugend im Plural* zu sprechen.

[144] Zinnecker (1981, S. 101): „Zunehmend mehr Jüngere treten nach der Jugendzeit als Schüler nicht ins Erwachsensein, sondern in eine Nach-Phase des Jugseins über. Sie verselbständigen sich in sozialer, moralischer, intellektueller, politischer, erotisch-sexueller, kurz gesprochen in soziokultureller Hinsicht, tun dies aber, ohne wirtschaftlich auf eigene Beine gestellt zu sein.“

[145] Rieser (1997, S. 9) argumentiert: „Diese Vielfältigkeit der Lebenslagen hat Auswirkungen auf die Bestimmung von Altersgruppen. Es ist nicht mehr möglich, präzise Abgrenzungen für die klassischen Altersgruppen Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Alte zu entwickeln, die gleichermaßen für alle gelten sollen. Während der Übergang von der Kindheit zur Jugend noch einigermaßen präzise mit dem biologischen Kriterium der Pubertät festgelegt werden kann, verwischt sich die Abgrenzung nach oben zunehmend. In der Fachliteratur schlägt sich diese Entwicklung in den verschiedenen Begriffen ‘Jugendliche’, ‘Postadoleszente’ und ‘junge Erwachsene’ nieder. Auch die Selbsteinschätzung der Individuen schwankt. Manche möchten gerne noch mit Dreißig zur Jugend gehören, andere pochen darauf, daß sie juristisch mit Achtzehn volljährig sind und damit als Erwachsene die entsprechenden Rechte (z.B. Führerschein machen) wahrnehmen können, und viele wollen sich nicht festlegen und bezeichnen sich allgemein als Individuum oder junge Menschen.“

tation von Robert (1990) angeschlossen wird, der seinen Standpunkt ausführt: „Die Phase der ‘jungen Erwachsenen’ enthält Elemente erwachsenentypischen Commitments ebenso wie solche jugendtypischer Experimentierfreiheiten. Dabei werden nicht nur Phasenelemente auf unterschiedlichen Ebenen wie etwa Beruf und Familie ‘entzerrt’, entsprechende Aufgaben zeitversetzt angegangen. Vielmehr wird versucht, die neuen Formen integriert anzulegen als Erhalt beider Elemente in einer - neuen - Form.“ (S. 108) Aus subjektiver Perspektive der so Charakterisierten werden dergleichen Etikettierungen eher als gesellschaftliche Fremdzuschreibung, denn als Moment ihres Selbstbildes aufgefaßt. Schließlich sind *Jugend* und *Erwachsensein* wertbeladene Termini mit einer expliziten Vorgeschichte (vgl. Jugend ‘92).

Entgegen dem bildungsoptimistischen Reformkonzept des Bildungs- und Erziehungswesens in den 60er und 70er Jahren (Böhnisch/Schefold 1985) mit der strukturierenden Komponente einer *Vereinheitlichung der Jugendphase* kann heute von einer Erosion eben dieser *gestalteten Jugendphase* gesprochen werden. „Die Statuspassagen und Normsetzungen ... der konventionell geltenden Jugendbilder hatten so etwas wie ein normales, durchschnittliches Konzept der Lebensführung für Jugendliche vorgegeben, das auch in der Breite der jugendlichen Bevölkerung so gelebt wurde.“ (Gaiser/Müller 1990, S. 184f.; Lutz 1987)

Heute gilt dieses Schema für große Anteile der Schulabgänger zunehmend nicht mehr. Für viele Jugendliche verlängert sich die Zeit, in der sie ohne ökonomische Basis, einerseits verwiesen bleiben auf familiäre oder staatliche Alimentierungen und andererseits aus öffentlichen Räumen und von gesellschaftlichen Optionen ausgeschlossen bleiben. Gleiches läßt sich über junge Erwachsene aussagen, die eine verlängerte Bildungsphase durchlaufen (z.B. Studenten), eine Tendenz, die unter der Bezeichnung *Bildungsmoratorium*[146] firmiert. „Diese für die zukünftige soziale Plazierung erforderliche Akkumulierung von Bildungskapital ist zum Kennzeichen der Jugendphase und ihrer Verlängerung

---

[146] Der Begriff ist analog zu Eriksons Auffassung der Jugendzeit als „psychosoziales Moratorium“ (Erikson 1973) zu verstehen.

geworden. Daraus folgt, daß die Jugendlichen, die keine erfolgreiche Bildungskarriere durchlaufen, immer größere Schwierigkeiten beim Einstieg in die Berufswelt erleiden." (Rieser 1997, S. 30)[147] In vielen anderen Bereichen erreichen die Absolventen zu relativ frühen Zeitpunkten und in verschiedenen Kontexten einen Grad von Autonomie und Eigenständigkeit, der den erwachsenen Menschen definiert. Da dieses *biographische Time-out* gesellschaftlich mitbegründet ist, geraten konsolidierende Entwürfe ins Unwägbare. Es fehlt die übergeordnete Integrationsperspektive. Strukturell erzwungene Entstrukturierungen (vgl. Olk 1986) besitzen Veränderungsqualitäten und wandeln die Gestalt der Jugend, indem offenbar wird eine Zerfaserung der Statuspassage. Betroffene werden *freigesetzt*, so lautet lapidar die gesellschaftliche Diagnose. Eine neue Lebensphase - die Nachjugendphase - ist zu durchlaufen, ein Wechsel von der gesicherten Statuspassage zur Übergangsbiographie mit *open end* zu realisieren.[148] "Das Modell der Statuspassage läuft aus; Bildungsexpansion und Arbeitslosigkeit verunmöglichen die Sicherheit des Erwachsenenlebens; die Übernahme der Geschlechts- Staatsbürger und Berufsrolle erfährt einen Bruch." (Breyvogel 1989, S. 19)

Aber wie orientieren sich Beteiligte und/oder Betroffene in dieser *provisorischen Lebensphase*, nehmen sie wirklich die ihnen oftmals zugedachte Rolle der geduldig Abwartenden in einer „halbierten Moderne" (Beck 1993) ein? Tragen sie die gesellschaftliche Fiktion einer vorübergehenden Desintegration in dieser letztlich doch funktionierenden Arbeitsgesellschaft mit? Insbesondere, registrieren sie einen Zugewinn an Freiheit oder betonen sie die Zunahme von Belastungen? Womöglich beginnen sie sich ganz und gar aus den alten Traditionen und Bindungen zu lösen, um so dem „biographischen Käfig des Ich" (Beck 1993) zu entfliehen und gleichzeitig einen „neuen Menschentyp" zu generieren: „(Den, A.F.) Skeptiker, Ironiker, das sich selbst versteckende Viel-

[147] Wesentlich scheinen mir weitergehende Rückschlüsse und Anmerkungen zu sein: „Es ist bezeichnend, daß die 'Milieukonstrukte' dieses 'untere Drittel' der Gesellschaft nicht zur Kenntnis nehmen. Für die Werbung ist diese Gruppe uninteressant, und sie verfügen auch nicht über besondere *Erlebnispotentiale*. Selbst die Analyse von Bourdieu ist da am schwächsten, wo er sich mit der 'unteren Klasse' beschäftigt." (Rieser 1997, S. 30)

[148] Vgl. stellvertretend Allerbeck/Hoag (1985); Fuchs/Zinnecker (1985); Zoll et al. (1989).

Ich, die Puppen und Schmetterlingsexistenz, die ausschlüpft und umschlüpft.“ (Beck 1993)[149] Ulrich (1997) u.a. hinterfragen skeptisch diese Vision der *totalen* Individualisierung: „Offenkundig jedenfalls ist, daß eine Lebensweise, die eine ‘Schmetterlingsexistenz’ anstrebt, beim Aus- und Umschlüpfen einige leere Stellen hinterläßt: Verantwortung, Verbindlichkeit, Geborgenheit oder Treue können von einem Beckschen ‘Viel-Ich’ nicht erwartet werden.“ (S. 69)
Robert (1990, S. 108f.) glaubt indes erste vortastende, aber neue Haltungen der jungen Erwachsenen ausmachen zu können: „Die für die Phase des Erwachsen-Werdens typische Forderung des ‘Sich-Einlassens’ bezieht sich in gesellschaftlichen Wandlungs- und Übergangsphasen nicht mehr bzw. nur zum Teil auf garantierte, be- und gegründete soziale Formen. Neben diese tritt die Aufgabe und der Anspruch der Selbstschöpfung adäquater Lebensmodelle. Sich auf Eigenschöpfungen einzulassen, verändert den Modus des Übergangs. Zentral dafür wird die (Kompetenz zur) realitätstüchtige(n) Haltung zur Welt, deren Inhalte unfixiert bleiben bzw. relativiert und disponibel erscheinen. Sich Festlegen auf Eigengeschöpftes modifiziert darüber hinaus Teile des Selbst-Welt-Verhältnisses. Struktur ist keine be- und entlastende Vorgabe sondern Aufgabe. Andererseits bildet Struktur sich ab als Heteronomie, die raschen und überraschenden Wandlungsimpulsen unterliegt und subjektiv integrierbare Anpassungsstrategien erfordert.“ Im Rahmen dieser Prozesse werden „damit für die Alltagsorganisation und Lebensbewältigung zunehmend Bereiche wichtig, die außerhalb der Arbeitswelt liegen: insbesondere die sozialräumliche Stabilisierung.“ (Gaiser/Müller 1990, S. 186) Die Bedeutung der Wohnung als materielles Substrat für neue und alte Lebensentwürfe, als Basis des Alltäglichen, als Ort lebensweltlicher Inszenierungen bleibt auch in der Veränderung biographischer Muster manifest. Um diese Annahme zu überprüfen, analysieren neuere Untersuchungen folgerichtig die Ausprägungen der Wohnformen junger Erwachsener und versuchen den Trend typologisch zu erfassen.
Das Konzept der neuen Jugendformen spezifizierend, werden systemisch orientierte Betrachtungsweisen um Rückkoppplungseffekte des dritten Lebens-

[149] Zitiert aus Ulrich (1997, S. 69).

jahrzehnts auf familiäre Systeme (z.B. Vaskovics 1989) interessant. „Aus der Sicht von Familien und Familienforschern geht es um die Sorge, daß eine historische Tendenz zur Ausdehnung der Jugendphase ins dritte Lebensjahrzehnt hinein zu einem verlängerten Verbleib der jüngeren Generation im Elternhaus führt.“ (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 290) Beobachtet wird eine Verschiebung der Ablösungsproblematik junger Menschen vom zweiten Lebensjahrzehnt[150] auf die dritte Dekade und damit auf die *Postadoleszenz* (Vaskovics et al. 1993; Kohlendorfer/Baumann/Merl 1994). Eine intensive Beschäftigung mit dem Modus der Ablösung junger Erwachsener aus der Ursprungsfamilie findet erst in jüngster Zeit von Familienforscherseite her statt (vgl. z.B. Mayer/ Wagner 1986; Behnken/Zinnecker 1992; Diekmann/Weick 1993; Ziegler/ Schladt 1993; Silbereisen/Schwarz 1996). Bereits 1983 hatte Fuchs darauf hingewiesen, daß der Auszug aus der Herkunftsfamilie als räumliche und äußere Ablösung sich zunehmend entkoppelt und damit den Status einer eigenständigen lebensgeschichtlich relevanten Markierung gewinnt. Benannt wird eine Strömung, die schnell von Ratgeberautoren aufgegriffen und entsprechend plakativ mit Slogans wie ‘Nesthocker’ und ‘Hotel Mama’ (Herms-Bohnhoff 1993; McHardy 1993) vermarktet wird.[151] Das unterstellt hohe Publikumsinteresse kann als Indiz für die Aktualität der Thematik gewertet werden.

[150] In den achtziger Jahren untersucht z.B. von Stierlin et al. (1980) und Schneewind/Braun (1988).

[151] Herms-Bohnhoff (1993, S. 9) geht aus persönlicher Motivation und mit Parteilichkeit der Frage nach, „warum der junge Mann, seltener die junge Frau, lieber im ‘Hotel Mama’ bleibt, statt sich selber auf die eigenen Socken zu machen?“ Die Autorin bezieht sich in ihren Fallbeschreibungen, ihrer ‘kleinen Nesthocker-Typologie’ explizit auf junge Leute zwischen 20 und 30 Jahren. Das Thema der Betrachtung wird dabei zwischen zwei Einflußgrößen verortet: „Die erste ist die Wohnungsnot. Die zweite betrifft die Einstellung der Frau zu ihrem Job als Hausfrau und Mutter.“ (S. 248). Die Wohnungsproblematik wird dabei als *größter Sachzwang* eingestuft und beschrieben: „Erschwerend kommt hinzu, daß die jungen Leute meistens zu den Einkommensschwachen gehören. ... Jüngste Entwicklungen auf den Wohnungsmärkten machen den Zugang noch schwieriger. ... Erschwinglicher Wohnraum wird immer knapper, so daß junge Leute in Großstädten schon teilweise 50 % ihres Einkommens für die Nicht-Komfort-Wohnung ausgeben müssen.“ (S. 92). Bezüglich der zweiten Einflußgröße liegt es nahe, mit der Einschätzung von Zinnecker/Stozoda/Georg (1996) konform zu gehen, die zu folgendem Resümee gelangen: „Bei genauerer Betrachtung der Literatur wird sichtbar, daß es sich hier um eine von Müttern und ihren Ratgeberinnen geführte parteiliche Auseinandersetzung mit den Söhnen (weniger mit den Töchtern) handelt, die das ‘Hotel Mama’ über Gebühr lange in Anspruch nehmen.“ (S. 303)

2.2.1.3.3.2. Wohnformen junger Erwachsener

„Die Wohnsituation wird dabei als ein wichtiger Schlüssel zum adäquaten Verständnis dieses Lebensabschnittes angesehen. Zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr liegt für die Mehrheit der Jüngeren das 'normative' Lebensereignis eines Auszuges aus dem Elternhaus als eine zentrale Statuspassage auf dem Weg zum Erwachsensein." (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 291) Rieser (1997, S. 295) konkretisiert die Situation für die Stadt Essen: „Die Lebensphase der jungen Erwachsenen ist durch die Ablösung von der Herkunftsfamilie gekennzeichnet, wobei sich ein deutlicher Einschnitt mit ca. 21 Jahren feststellen läßt." Selbständiges Wohnen wandelte sich somit von einer *infrastrukturellen Dreingabe* zu einer *zentralen biographischen Etappe*, erhält Bedeutung als Stabilisierungsfunktion im Kontext individueller Lebensbewältigung. „Es haben sich kulturelle Muster und Vorstellungen von Lebensformen und Lebensstilen herausgebildet, für die die Verfügung über eine eigene Wohnung mit konstitutiv sind. Diese Muster müssen mit den Gegebenheiten auf den verschiedenen Wohnungsmärkten, mit dem Versorgungsnutzen des elterlichen Haushalts bezogen auf den eigenen Lebensentwurf und mit objektiven Mobilitätszwängen in eine Balance gebracht werden. Dabei können Situationen entstehen, die es für Jugendliche und junge Erwachsene attraktiv oder auch notwendig machen, recht lange oder nach einem schon erfolgten Auszug erneut, bei den Eltern zu wohnen." (Gaiser/Müller 1989, S. 393)
Trotz der intentionalen Vielfalt möglicher Wohnformen ergeben sich zunächst zwei unterschiedliche Alternativen, wie der Auszug aus dem Elternhaus sich vollzieht. Einmal existiert natürlich noch das traditionelle Muster, wonach im Anschluß an eine erfolgreiche berufliche Qualifikation der eigene Familienhaushalt angestrebt wird. Daneben etablieren sich in der modernen Gesellschaft autonome Wohnformen, die eine eigenständige Lebensweise im Lebenslauf (mit)konstituieren. Auf alternative Formen des experimentellen Wohnens mit ihren innewohnenden Besonderheiten hat sich die Forschung bislang weitgehend konzentriert - beispielsweise durch Untersuchungen zum studentischen

Wohnen (Berner/Rentzsch 1989; Bundesministerium 1995) - und damit eine Überbetonung dieser Wohnpraxen erzeugt. Flade (1987) schätzt, daß im Untersuchungszeitraum nur ca. 5 % der 15 - 25jährigen in Wohngemeinschaften gelebt haben.[152]

Hervorzuheben sind die Ergebnisse der Studie von Zinnecker/Strzoda/Georg (1996, S. 292),[153] die aufgrund ihrer aktuellen Fragestellungen hier vorgestellt werden sollen. „Im Rahmen des Diskurses um die Herausbildung einer eigenwertigen Lebensphase im dritten Lebensjahrzehnt interessieren Wohnformen, die außerhalb von Familienhaushalten angesiedelt sind. Diese Wohnformen sind auf Indikatoren hin zu befragen, die anzeigen, daß mit dem familienunabhängigen Wohnen eine spezifische Lebensweise - etwa im Sinne einer ‘Postadoleszenz’ oder eines ‘erweiterten Bildungsmoratoriums’ - verbunden ist.“

---

[152] Nach Eisenmenger (1983) lebten nur 1 bis 2 % dieser Altersgruppe in Österreich in Wohngemeinschaften. Gleichwohl ermittelte der Autor in einer repräsentativen Umfrage, daß ein Großteil der Befragten (für Österreich) Wohngemeinschaften gegenüber negative Wertungen hegt: 40 % nannten entsprechende Vorurteile (Drogenkonsum, freie Sexualität, mangelnde Hygiene, Nährboden für Terrorismus). Cyprian (1973) zeigt eine komplexe Beziehungsstruktur in Wohngemeinschaften auf. Insbesondere stellt das Spannungsverhältnis zwischen Alleinsein und Zusammensein die Wohngruppe vor besondere Probleme.
Die aktuelle Relevanz dieser Wohnformen, ohne Kollektivanspruch der Altvordern, zeigt sich gerade in jüngster Zeit in den hohen Zuschauerquoten von Jugendserien (‘Verbotene Liebe’, ‘Marienhof’, ‘Unter uns’ u.a.), die neben anderen Bereichen, eine Thematisierung des Wohngemeinschaftsgedankens betreiben, ohne jedoch das alternative Flair zu übernehmen. Das Experiment Wohngemeinschaft’ wird nicht lediglich kopiert sondern moduliert. Mit dieser medialen Präsenz wird der Diskurs neuer Lebens- und Wohnformen junger Erwachsener zeitgleich mit realen gesellschaftlichen Prozessen aufgenommen. „Schlagwort für viele unterschiedliche neue Modelle des Zusammenlebens war der Begriff ‘Wohngemeinschaft’. Anfang der 80er Jahre schätzte man etwa eine Zahl von 40.000 bis 50.000 Wohngemeinschaften mit 190.000 bis 230.000 Mitgliedern. Das Alter der Mitglieder liegt überwiegend zwischen 20 und 25 Jahren und ihre durchschnittliche Wohndauer bei ca. 1,5 Jahren; die Gemeinschaften selbst bestehen über erheblich längere Zeiträume.“ (Gaiser/Müller 1989, S. 394)
Zur Illustration: „Vor allem die Wohngemeinschaft war der Zufluchtsort vor der Enge des Elternhauses und der tristen Perspektive spießiger Zweisamkeit, sozialer Stützpunkt für die Eroberung neuer (Lebens-)Welten und Quelle einer ‘zweiten’, politischen Sozialisation. Sie verhieß billiges Wohnen und alternative Lebensformen, die trotz der bekannten Mängel als erprobtes Modell gelten konnten. Die 78er fanden auch hier eine Normalität vor, die die 68er vor ihnen erkämpft hatten. Die WG war auch Ersatzfamilie, die die ganz persönlichen Bedürfnisse ebenso zur Entfaltung bringen sollte wie die Reflexion über ihre kollektive Veränderung. ... Obwohl die Säkularisierung der Wohngemeinschaftsidee bereits weit fortgeschritten war und das Selbstverständnis als sozialpsychologische Basis revolutionärer Politik nicht mehr unangefochten galt, setzte sich das Elend der ersten Stunde fort: ‘Was wollt ihr eigentlich verändern in dieser Gruppe, wenn ich jeden Tag für alle abwaschen muß?’“ (Mohr 1992, S. 50f.)

[153] „Als Grundlage für die Untersuchung dient ein Datensatz, in dem 1457 junge Erwachsene zwischen dem 23. Und 29. Lebensjahr im Rahmen eineinhalbstündiger standardisierter Interviews im Sommer 1991 befragt wurden. Der Survey ist repräsentativ für die altersgleiche deutsche Wohnbevölkerung.“ (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 292)

Entsprechende Formen des Wohnens sollen nunmehr dem familienabhängigen Wohnen gegenübergestellt werden. Diese Darstellung wird thematisch und ergebnisorientiert ergänzt durch andere Quellen (z.B. Shell-Studie Jugend '92; Rieser 1997[154]). Ein direkter Vergleich der verschiedenen Untersuchungen ist ausdrücklich nur tendenziell möglich, weil Altersgruppen, Fragestellungen und Erhebungsvolumen nicht deckungsgleich sind. Herausgearbeitet werden drei Gruppen unterscheidbarer Wohnformen:

- Da ist zunächst die Gruppe derer, die dem Typus der *gemischt Wohnenden* zugerechnet werden können (ca. 17 %). Erfaßt werden nicht bei den Eltern Wohnende, die jedoch über eine zweite Wohnmöglichkeit bei den Eltern verfügen. Dabei handelt es sich überwiegend um bildungs- und ausbildungsprivilegierte junge Erwachsene. Sie definieren sich dem Ort der Ausbildung zugehörig, haben die Verbindung zum Elternhaus jedoch nicht durchschnitten, unterhalten dort in der Regel eine räumliche Verankerung (häufig das alte Jugendzimmer). Oftmals bleiben sie von den Alimentierungen der Eltern abhängig und/oder bessern ihre Finanzen durch Teilzeitarbeit auf. Nicht alle haben subjektiv den Eindruck, von zu Hause ausgezogen zu sein. Insbesondere Männer bleiben in dieser Unentschiedenheit verhaftet. Die so bezeichneten treffen folglich ins Zentrum eines erweiterten Bildungsmoratoriums. Sie nehmen eine intermediäre Position ein - zwischen *Nesthockern* und *Ausgezogenen*. Sie leben in einem Übergangsstadium,[155] das gleichermaßen von wohnungsmäßiger und versorgender Bindung an die Eltern und partieller Verselbständigung gekennzeichnet ist.

---

[154] Die Untersuchung von Rieser bezieht sich explizit auf die Wohnsituation in Essen. Die kleinräumige Analyse basiert auf Befragungen von 151 jungen Erwachsenen im Alter von 18 - 25 Jahren.

[155] Zinnecker/Strzoda/Georg (1996) kritisieren, daß dieses Übergangsstadium in der Literatur oft vernachlässigt wird. Sie vermuten, ein Grund hierfür könnte in der Widersprüchlichkeit der Ergebnisse verschiedener Studien gegeben sein. Konkurrierende Thesen sprechen einmal von einer Vorverlegung des Auszugs der Kinder, andere belegen eine Verzögerung dieses Ereignisses (Schwarz 1986; Fischer/Fuchs/Zinnecker 1985; Mayer/Wagner 1986; Blancpain et al. 1983; Krüger 1990; Lenz 1989; Schlemmer 1991). Ebenso unterstreicht eine Reanalyse von 9 Studien (1962 - 1986, durchgeführt von Vaskovics/Buba/Eggen/Junge) eine „methodisch bedingte Inhomogenität der Ergebnisse als einheitliche Entwicklungstendenzen." (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 393)

- 61 % der jungen Erwachsenen leben ausschließlich außerhalb des elterlichen Haushaltes. Sie sind die *Ausgezogenen*. Mit dem Auszug aus der Wohnung der Eltern verändern sich wesentliche Rahmenbedingungen. Die neue Wohnform ist häufig eine Mietwohnung. Da von dieser Gruppe 48 % verheiratet sind, herrscht der Familiengründungsstatus vor. Der Übergang vom Familienwohnen in den eigenen Haushalt scheint eng mit Partnerschaft und/oder Heirat in Verbindung zu stehen. „Diejenigen, die mit einem Partner bzw. einer Partnerin zusammenlebten, waren mit ihrer Wohnform besonders zufrieden: 93 % wollten diese Wohnform beibehalten. ... Dieser hohen Zufriedenheit mit der Wohnform 'Familie' entspricht, daß überdurchschnittlich viele der Befragten gerne so wohnen und leben wollen wie ihre Eltern. ... Wer von den Eltern unabhängig sein will, kann genau so gut alleine oder in einer Wohngemeinschaft wohnen, die 'Flucht in eine Partnerschaft' spielt keine große Rolle mehr." (Rieser 1997, S. 103f.)

  „Der soziale Ort dieser Gruppe von 23 - 29jährigen ist gut auszumachen: Es überwiegen junge Frauen und Bewohner (großer) Städte, die älteren Jahrgänge der 27 - 29 jährigen sind erwartungsgemäß etwas stärker repräsentiert." (S. 296) 95 % dieser Gruppe sind finanziell unabhängig von den Eltern. „Umgekehrtes gilt nur begrenzt: Von diesen finanziell Selbständigen haben ca. drei Viertel den elterlichen Haushalt verlassen, während knapp ein Viertel bei den Eltern wohnt. Insofern erscheint finanzielle Selbständigkeit als nahezu notwendige Voraussetzung für selbständiges Wohnen, nicht jedoch als hinreichende Bedingung." (Buba/Vaskovics/Früchel 1992, S. 387) Berufstätigkeit und die damit verbundene finanzielle Selbständigkeit veranlaßt also nicht selbstverständlich die räumliche Trennung von den Eltern.

  Urbanes Milieu kreierte einen postmodernen *Subtypus des Alleinlebenden*, den 'Single'.[156] Häußermann/Seibel (1987, S. 16f.) charakterisieren den Le-

---

[156] Natürlich sind nicht alle Alleinlebenden dem urbanen Typus des 'Single' zuzuordnen. „Singles gab es immer, sie heißen aber erst neuerdings so. Und seit 1925 ist ihre Anzahl absolut und relativ kontinuierlich gestiegen, begreiflicherweise in den Kriegs- und Nachkriegsjahren von 1939 bis 1950, dann aber erneut und besonders schnell seit 1961. Die Gleichsetzung der Einpersonenhaushalte mit Singles ist allerdings problematisch, da die statistische Kategorie des Einpersonenhaushaltes aufgrund der Erfassung nur des Hauptmieters bzw. des Haushaltsvor-

bensstil dieser neuen Urbaniten allzu klischeehaft mit dem voyeuristischen Blick der 'normallebenden' Bevölkerungsmehrheit: „Im neudeutschen Begriff des 'Single' drückt sich eine soziale Umbewertung des Alleinlebens aus, denn er signalisiert Assoziationen von Ungebundenheit und Lebenslust, Selbstbestimmung, Dynamik und Individualität." Demgegenüber konstatiert Bachmann (1992, S. 20): „Hinter den Begriffen des 'Single', des 'Alleinlebenden' und des 'Alleinstehenden' finden sich in der Literatur viele Bedeutungsinhalte, aber kaum je derjenige des wirklich ungebundenen Lebens." Die Definition des Singledaseins klingt nüchterner: „Das Singleleben ist diejenige familiale Lebensform des radikalen Bindungsverzichtes. Singles leben jenseits aller sozialer Bindung - ohne die Gemeinschaftlichkeit, die sich aus einem kooperativen Haushalten, einer festen Partnerschaft oder einem Erziehungsverhältnis ergibt. Die besondere Typik ihrer Lebensweise besteht also gerade in dem Wegfall eines jeglichen beziehungsstrukturellen Gefüges, das Personen in anderen familialen Lebensformen in unterschiedlichem Maße als ihre jeweilige intime soziale Umwelt vorfinden." (S. 43) Nach Rieser (1997) wollen 73 % der Alleinwohnenden gleichwohl weiterhin alleine wohnen. Positiv werde vor allem die Unabhängigkeit empfunden. Ferner werden als begünstigende Aspekte genannt: nicht kontrolliert zu werden, Zeitsouveränität, Ruhe und Rückzugsmöglichkeiten. Die räumliche Verteilung dieser Einpersonenhaushalte zentriert sich in den Städten. Singles bevorzugen Metropolen mit einem ausreichenden Konsum- und Kulturangebot. In suburbanen Zonen - in den Eigenheim-, Reihenhaus- und dörflichen Siedlungen - sind sie unterrepräsentiert[157] (vgl. Droth/Dangschat 1985; Bachmann 1992).

---

standes auch Wgs und nichteheliche Lebensgemeinschaften erfaßt. Wer lebt allein? Früher wie heute vor allem die verwitwete, ältere Frau; aber auch die Männer haben dramatisch aufgeholt. ... Immer noch leben mehr Frauen als Männer allein, aber stellten 1957 die Frauen noch fast drei Viertel aller Einpersonenhaushalte (72,3 %), so waren es 1992 weniger als zwei Drittel (61,9 %). Das hängt mit der Verschiebung der Altersstruktur der Einpersonenhaushalte zusammen. 1957 gab es lediglich 248.000 Alleinlebende unter 25 Jahren, 1992 waren es 978.000. Im selben Zeitraum hat sich die Zahl der 25- bis 45jährigen, die allein leben, fast versechsfacht." (Häußermann/Siebel 1996, S. 323f.)

[157] „In dieser Perspektive sind 'neue Singles' in erster Linie Figuren einer fortgeschrittenen, einer sich modernisierenden gesellschaftlichen Moderne." (Bachmann 1992, S. 65) „Trotzdem

- Diejenigen, die noch im elterlichen Haushalt leben (ca. 22 %) haben sich weitgehend mit den Eltern arrangiert. Die *Nesthocker* geben ihre Miete an die Eltern ab und partizipieren auf der anderen Seite vom Komfort der elterlichen Lebensgemeinschaft. Allerdings: „Rund die Hälfte derjenigen, die bei den Eltern wohnten, fühlten sich durch ihre Eltern kontrolliert und nannten als hauptsächliche Ursachen des Ärgers das zu späte Nachhause kommen, das zu häufige Weggehen sowie die Übernachtung der Freundin bzw. des Freundes beim Befragten." (Rieser 1997, S. 74) Betroffene Eltern reagieren unterschiedlich. Während für Mütter die zu Hause wohnenden erwachsenen Kinder eine gewisse Belastung darstellen, zeigen Väter in der gleichen Situation diese Effekte in deutlich geringerem Maße.[158] Für die *Gebliebenen* gilt es allerdings, lebenszeitliche Verzögerungen (Statuspassagen der Partnersuche/sexuelle Erfahrungen) zu akzeptieren. Verzögerungen, die sich bei der Gründung einer eigenen Familie fortsetzten.[159] Da sie überwiegend be-

---

machen die in großzügigen Wohnverhältnissen lebenden und über ein überdurchschnittliches Einkommen verfügenden Singles nur 3 % der Gesamtbevölkerung ab 14 Jahre aus. Diese kleine Gruppe der 'Paradesingles' ist für den Mythos vom freien und unabhängigen Menschen verantwortlich, der unbelastet von irgendwelchen Verpflichtungen und Verantwortung allein für sich lebt und Genuß und Erleben in den Vordergrund seiner Lebenskultur stellt." (Rosenmayr/ Kolland 1997, S. 264) Vgl. auch Kern (1998).

[158] „Die Eltern, die den Auszug bereits hinter sich haben, haben ihn überwiegend positiv erlebt, während diejenigen, denen er noch bevorsteht, zu einem höheren Anteil befürchten, sie könnten die Trennung nur schwer bewältigen. Der Auszug der Kinder stellt einen Abschnitt im Leben der Eltern dar, der von den Müttern eher positiv, als Chance zur persönlichen Weiterentwicklung gesehen wird, während Väter dazu tendieren, diesem Ereignis keinen besonderen Stellenwert einzuräumen." (Papastefanou 1997, S. 123)

[159] Starke Normorientierung, bzw. rigide Handhabung von Familenregeln gehen mit zeitlich verzögerten Ablösungsaktivitäten der jungen Erwachsenen einher. Nach Schneewind/Braun (1988) benötigen Familien mit starrer Regelstruktur längere Anlaufzeiten bevor sie den erweiterten Autonomiebestrebungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen Raum geben können. Helm Stierlin (1976, S. 15) entwirft ein dialektisches Modell des Ablösungsprozesses: „Die Ablösungsvorgänge in der Adoleszenz sind Teil eines Beziehungsprozesses, der sich zwischen zwei Parteien - Eltern und Kindern - abspielt. Dieser Prozeß verläuft nach dem Modell einer sich allmählich in Richtung auf gegenseitige Selbst-Entwicklung und Differenzierung im emotionalen, kognitiven und moralischen Bereich weitende Spirale. Optimal führt diese Spiralbewegung zur relativen Unabhängigkeit aller Beteiligten, einer Unabhängigkeit jedoch, die zugleich eine reife Beziehungsform bedeutet.
Ein in solcher Weise ideal verlaufender Ablösungsprozeß stellt freilich nicht die Regel dar. Vielmehr sind die Beziehungen von dramatischen Bewegungen erfüllt. Statt einer kontinuierlichen Entwicklung beobachten wir dann diskontinuierliche Episoden; statt der sich kreisförmig vorantreibenden Beziehungsentwicklung sehen wir ein disharmonisches Hin und Her gegensätzlicher Kräfte. Statt sich allmählich wandelnder Positionen oder Schicksale begegnen wir jähen Verkehrungen ins Gegenteil, oder aber wir werden Zeugen von Zeiten unfruchtbarer Stagnation. ... (S.12) Überwiegt der *Bindungsmodus*, dann bewirkt die elterliche Interaktion mit

rufstätig sind, ist die finanzielle Unabhängigkeit der Normalfall. Sie haben üblicherweise ihre Erstausbildung abgeschlossen. Rieser (1997, S. 76) weist darauf hin, daß sich zunehmend eine Diskrepanz zwischen den objektiven Wohnbedingungen und den subjektiven Handlungsweisen feststellen läßt. Deshalb sei folglich nicht unbedingt davon auszugehen, daß junge Erwachsene notwendigerweise mit ihrer Situation zufrieden sind, weil sie in einer objektiv guten elterlichen Wohnsituation leben. Diese Gruppe wohnt überwiegend mit den Eltern in kleinen Orten, häufig wird ein eigenes Heim bewohnt, wodurch Platzprobleme im Zusammenleben kaum eine Rolle spielen dürften, weil Geschwister die elterliche Wohnung bereits verlassen haben. Umgekehrt formuliert: Junge Erwachsene, die in der elterlichen Wohnung unter sehr begrenzenden Verhältnissen leben, verlassen die Wohnung der Eltern früher in der Hoffnung, durch den Auszug eine Verbesserung ihrer Wohnverhältnisse zu erreichen. In solchen Fällen steht verbleibenden *Nesthockern* dementsprechend mehr Raum im Haushalt der Eltern zur Verfügung (vgl. Buba/Vaskovics/Früchel 1992). „Wir können bei den zu Hause Wohnenden generalisierend davon sprechen, daß es sich überhäufig um junge männliche Erwachsene handelt, die in auffallender Nähe zu traditionellen Wohn- und Familienmilieus in Kleingemeinden leben." (Zinnecker/Strzoda/Georg 1996, S. 296) Unter Einbeziehung der Lebenslaufperspektive geht hervor, daß rund jeder fünfte zu Hause Wohnende (im Alter von 23 - 29 Jahren) bereits einmal ausgezogen war. Der Auszug lag dann oftmals vor dem 20. Lebensjahr, wobei junge Frauen doppelt so häufig zu diesen Rückkehrern zählen.

Methodisch wurden Ergebnisse mehrerer Studien thematisch in konzentrierter Form zusammengetragen. Der Focus war auf Relationen der Lebensweise *junger Erwachsener* im Wohnverhalten gerichtet, deshalb waren unterschiedliche

---

den Kindern deren Festhalten im elterlichen Gesichtskreis, und sie bleiben im Familienghetto eingeschlossen. ... Wo schließlich der *Ausstoßungsmodus* vorherrscht, kommt es zu einer durchgängigen Vernachlässigung und Zurückweisung der Kinder, die von den Eltern als Belastung und Hindernis bei der Verfolgung ihrer eigenen Ziele erlebt werden. Es entsteht eine starke zentrifugale Kraft, die viele dieser Kinder in einen vorzeitigen Ablösungsprozeß drängt."

Fragestellungen der Studien und differierende Entstehungszeiträume nicht zu gewichten, sondern die präsentierten Befunde waren zielgerichtet auszuwerten.[160]

Herausgestellt werden kann zusammenfassend, daß ausgehend vom Einflußfaktor *Wohnform*, Hinweise für Zwischen- und Übergangsstadien der Verselbständigung junger Erwachsener sich plausibilisieren lassen. Diese Tendenz, kumulative Bedingungsgefüge des Erwachsenwerdens aufzuzeigen, dabei gesellschaftliche Rahmenbedingungen in Beziehung zu setzen mit dem individuellen Lebenskontext junger Menschen, berücksichtigen und unterstützen die herangezogenen Studien.

2.2.1.3.4. Zusammenfassung

Die aufgezeigten Ausdifferenzierungen der Lebenslagen junger Menschen, betrachtet unter dem Blickwinkel verschiedener Wohnformen in der dritten Lebensdekade, belegen für einige Beobachter die Existenz einer neuen Lebensphase *junger Erwachsener*, die sich zwischen Jugend und Erwachsenenleben schiebt. Anderen geht dieses Konzept zu weit (vgl. Baethge et al. 1983; Hurrelmann et al. 1985; Hornstein 1988; Fuchs 1985). Diese 'konservative' Sichtweise protegiert - parallel zur gesamtgesellschaftlichen 'Großwetterlage' - den Begriff des *Strukturwandels* der Jugendphase, ohne jedoch den *Postadoleszenten* oder *jungen Erwachsenen* explizit eine eigenständige Lebensphase einzuräumen. Sie argumentieren, daß sich das Spektrum der Lebenskonstellationen in diesen Altersgruppen zu heterogen darstellt, um eine einheitliche Lebensphase postulieren zu können. Konsens besteht in der allgemeinen Erkenntnis sich vollziehender, vehementer Umschichtungen menschlicher Lebensphasen, deren Dynamik keineswegs vorübergehende bzw. konsolidierende Züge aufweist, sondern im Gleichschritt mit anhaltenden gesellschaftlichen

[160] Den Einwand von Lenz (1989, S. 15) berücksichtigend, wonach „es bei der Betrachtung der Studien unbedingt nötig (ist), darauf zu achten, auf welche Altersgruppe sich die Ergebnisse beziehen“, wird die Perspektive der Betrachtung auf den Indikator '*Wohnen*' altersgruppengemäß vorgenommen.

Wandlungsprozessen, an Potential zunimmt. Dieses Modell impliziert das Vorkommen doppelfunktionaler Räume, die ähnliche Muster jugendlicher *und* erwachsener Strukturen aufweisen. Denn eine Abgrenzung zum Erwachsenenalter nach oben hin fällt ebenfalls schwer. „Zum ersten Mal in der Geschichte verbringen Individuen mehr Zeit ihres Lebens als Kind noch lebender Eltern als in der Rolle der Eltern von Kindern unter 20 Jahren. Die Rede vom 'aging child' (Watkins et al. 1987) ist durchaus nicht absurd. Das Profil des Erwachsenenstatus hat sich offenbar verschoben." (Alheit 1996, S. 277) Generationsgrenzen verwischen sich in einer Gesellschaft, die sich weigert erwachsen zu werden, wie Bly (1997) in seinem Buch „Die kindliche Gesellschaft" aufzeigt. Der Verlust einer persönlichen, wie einer kulturellen Identität, wird dort demonstrativ als zivilisatorisches Defizit der Moderne hervorgehoben. Der Autor gibt sich in der Darstellung dieser Problematik äußerst pessimistisch: Der Mangel an Vorbildern, eine grassierende Orientierungslosigkeit, ferner schutzlos der Unterhaltungsindustrie ausgeliefert zu sein, verhindern in unguter Allianz eine glückende Integration junger Menschen in die Gesellschaft. Und die heutigen gesellschaftlichen Szenarien erweisen sich tatsächlich als beunruhigend unübersichtlich und haben längst ihre Fähigkeit zur Signifikanz verloren.
Gerade die Altersgruppe der jungen Erwachsenen im dritten Lebensjahrzehnt ist betroffen vom Problem einer Verortung des Selbst. Die Frage nach dem materiellen Substrat in der Vorstellung einer „Selbstbindung an den konkreten Ort" (Läpple 1993, S. 23) wurde im Wohnen thematisiert. Wie in den sozialräumlichen Modellen hergeleitet, streben Individuen sukzessive - über den Territorialgedanken vermittelt - einen umfangreichen persönlichen Bereich an. „Diese individuellen Vorstellungen setzen sich aber nicht auf irgendeine simple Weise zum Regionalbewußtsein eines regionalen Sozialsystems zusammen. Die individuellen Vorstellungen von und Identifikationen mit einer Region sind nicht schon das - kollektive - Regionalbewußtsein oder die regionale Identität." (Pieper 1995, S. 131)[161] Operationalisieren läßt sich das Konstrukt Regionalbewußtsein etwa über ein historisches und demgemäß kulturell verbindendes

[161] Vgl auch Pohl (1993).

Bewußtsein. „Das ‘erfahrbare’ und ‘begreifbare’ kulturelle Erbe eines jeden Menschen, durch das seine Persönlichkeit geformt worden ist und wird und durch das er seiner Identität erst bewußt werden kann“ (Zitscher 1981, S. 50) findet Ausdruck in Dimensionen der räumlichen Verortung, hinterläßt ein ‘Wasserzeichen’, als jeweils subjektiver Ausdruck des Gewordenseins. Hier ist der Heimatbegriff dienlich. „Die Gefühlsaufladung des Heimatbegriffs ist der des Begriffes der ‘Regionalen Identität’ nicht unähnlich. Regionale Identität wird zum Thema, weil Europa immer größer wird, weil existenzbestimmende Entscheidungen im entrückten Brüssel gefällt werden, weil wir allmählich erahnen, daß der Weltmarkt ja nicht nur die bekannten Bananen und das Sony-Gerät ins Haus bringt, sondern uns auch Stück für Stück die Kontrolle über unsere Lebensverhältnisse entzieht. Region wird zum Ort der Sicherheit, der Kontrollfähigkeit in einem diffus großen Gefühlsglobus. Doch zum anderen hat der Begriff Region heute noch eine geographische Qualität. Eine Region bezeichnet einen Raum mit zumindest ungefähr bestimmbaren Grenzen.“ (Ipsen 1997, S. 104)

Ob die Gleichsetzung *Heimat = regionales Milieu* so getroffen werden kann, ist weitgehend ungeklärt. Oder sind wir bereits Gefangene im ‘Labyrinth der Moderne’, heimatlos beheimatet in einem sozialen Klima dauernder Desorientierung (Schülein 1978)? Lassen sich die Versprechungen der Heimat ungestraft als psychologische Fundamentalismen abtun, in denen wir uns nur scheinbar finden können, um der ‘ontogischen Bodenlosigkeit der Moderne’ (Ziehe 1987) Paroli bieten zu können? Ohne in weitere Spekulationen zu verfallen, sollen an dieser Stelle gedankenexperimentelle Betrachtungen über das Phänomen *Heimat* als Variante unternommen werden.

2.2.2. Heimat

> **Allen in der Kindheit scheint worin noch niemand war:**
> **Heimat**[162]
>
> Bloch 1985

Betrachtungen über die Heimat beinhalten Verzweigungen des Themas Raum. Sie bedingen neue und andere Eindrücke, Überschneidungen, Wiederholungen und Vorwegnahmen, aber mit jeweils *anderem* Akzent. Puzzlestücke des Raummosaiks tauchen auf, die eigenen Gesetzen gehorchen und sich nur gewaltsam in Form bringen lassen. Die verfolgte Absicht ist deshalb eine andere. Der Gehalt dieser eigenständigen Betrachtungsweise liegt vielmehr in jenen spezifischen Einsichten, Fakten und Fiktionen, Emotionen und Objektivierungen, die im Gesamt im Heimatbegriff beheimatet sind. Ferner birgt die Betrachtung das Potential zu einem Brückenschlag - von einem theoretisch geleiteten Raumverständnis hin zu einer Reflexion über das Untersuchungsgebiet, den Landkreis Heinsberg und weiter zu den beheimateten Bewohnern.
„Aus unseren frühen Identifizierungsprozessen resultiert ein Heimatbegehren, das sich verleugnen, aber nicht löschen läßt und das wie jedes Begehren, ein unstillbares Wünschen des Subjekts darstellt, eine Ausrichtung seines Sehnens, für das Bloch jenen berühmten Ausdruck im letzten Satz von ‘Prinzip Hoffnung’ fand.“ (Leszczynski 1995, S. 10) Bloch beendet sein Hauptwerk (1993) mit diesem, das Kapitel einleitenden Satz. Heimat wird einem utopischen Ort zugewiesen und scheint damit für jedermann unerreichbar geworden. Ein Schluß ist manchmal ein guter Anfang, doch stellt sich in diesem Fall unwillkürlich die Frage: Lohnt es überhaupt, diesen Ort, der offenbar eng verknüpft ist mit dem altmodisch anmutenden Thema *Heimat*, näher zu erkunden?

---

[162] Bloch: „Das Prinzip Hoffnung“ (Zitat, Ausgabe 1993, S. 1628).

Ist es nicht längst ausgemacht, daß Heimat als romantischer Reflex auf den historischen Verlust der ‘natürlichen Welt’ zu interpretieren ist? Damit wäre Heimat endgültig einer bodenständigen, vergangenen Kultur zugehörig und lediglich eine Metapher für überkommene, museale Lebenswelten, ohne produktive Verknüpfungen zur Gegenwart.

Diesem Klischee begegnend, unternimmt Häfner (1995, S. 63) den Versuch, den Heimatbegriff - in bezug auf Blochs Aussage - zu reflektieren. Nach seiner Auffassung ist Heimat zu verstehen „als *transitiver Zustand*, dessen Spannung vom Ursprung und Ausgangspunkt bis zum Ort eines besseren Daseins reicht, als doppelte Ikone eines Zustands, einmal die Heimat, in der wir geboren werden und zum anderen die Heimat, die wir uns schaffen wollen, und deren Vorschein in der ersten, der kindlichen Gegebenheit, als Utopie schon enthalten ist. ... Das *Sehnen nach der Fremde* wird (dem Menschen) um so leichter, als er das Bekannte als Heimat hat. Heimat ist also zunächst das, wo wir herkommen und von dem wir uns wegsehnen. Zugleich ist Heimat auch die utopisch verbesserte Herkunft, die Rückkehr in die bessere Version des vertrauten Ausgangsortes.“ Aktuelle Gesichtspunkte deuten sich an. Ein Aufmerksamwerden ist vernehmbar!

Weitere Stimmen: Schmieder (1995) will Heimat als ‘philosophischen Gegenbegriff’ zur Entfremdung verstanden wissen (vgl. auch Wieser/Münster 1975), während Rauschenbach (1995, S. 74) hervorhebt: „Worum es geht, ist ein ‘Umbau der Welt zur Heimat’.“

2.2.2.1 Heimat nur ein Medienereignis?

Weitere Spuren: Beate Mitzscherlich (1997) beschreibt, daß sie bei ihrer Recherche zum Thema Heimat allein für die vergangenen beiden Jahre mehr als 400 Buchtitel vorgefunden hat. Die überwiegende Mehrzahl dieser Publikationen entstammt dem klassischen Genre der Heimatkunde. Diese Autoren bezeichnen sich als Heimatforscher auf konkrete und geographisch abgrenzbare

Heimaten hin, beleuchten unterschiedliche Aspekte (Landschaft, Brauchtum, Historie usw.) und richten insbesondere ihr emotionales Beteiligtsein auf die ‘verlorenen Heimaten’ (z.B. Schlesien, Ostpreußen oder das Sudetenland). Eine zweite Sparte von Veröffentlichungen nähert sich mit literarischer Gesinnung dem Phänomen. „In der Belletristik wird Heimat als etwas beschrieben, das über die Erfahrung der Außenwelt hinausgeht; sie macht scheinbar nur subjektiv erfahrbare Heimaten für Außenstehende, für LeserInnen identifizierbar und kommunizierbar. Das gelingt ihr einerseits über Verdichtung, in den literarischen Orten und Personen und andererseits dadurch, daß sie die emotionale Qualität von äußeren Gegebenheiten deutlich zu machen versucht. Sie beschreibt nicht nur, sie bewertet auch, sie fällt subjektive Urteile über die Heimatlichkeit von Umgebungen und Verhältnissen.“ (Mitzscherlich 1997, S. 28) Graf von Krockow (1989, S. 17) wiederum akzentuiert die Erfahrungen der Dichter der Romantik: „Wie wohl kein zweiter unter den Dichtern hat Eichendorf uns ins Gemüt geschrieben, was Heimat bedeutet. Fast möchte man meinen: Er hat sie gestiftet. Doch wie wäre das möglich gewesen ohne die nie vernarbte Erfahrung, sie verloren zu haben?“ Die typische Polarität ist die zwischen *Heimat* und *Fremde*. Nicht nur romantische Schriftsteller verbinden das heimatliche Motiv - aus dramaturgischen Gründen - häufig mit Verlust- und Trennungserfahrungen, eine Herangehensweise, die - laut Jens (1984, S. 314) - stimmig und dem schwierigen Topos angemessen erscheint: „Die Sprache des Heimwehs ist exakt.“ Die Fremde, das Emigrantenschicksal erst führt schmerzhaft den Verlust der Heimat vor. Doch, wie Fontane tröstlich bemerkt, „die Fremde lehrt uns nicht bloß sehen, sie lehrt uns auch richtig sehen. Sie gibt uns ... das Maß für die Dinge.“ (S. 315) Noch manche literarische Belegquellen von Brecht über Chamisso, von Heine und Novalis bis Wolf heben mannigfach auf diese ursprüngliche Verbindung ab. Ohne aus diesem reichen Fundus weiterhin zu schöpfen - und die Versuchung ist gewiß nicht gering - sei rückbesinnend mit Jean Amery (1988) gefragt: Wieviel Heimat braucht der Mensch?

Wenn bisher für bestimmte Bevölkerungsgruppen eine wahrscheinliche Relevanz des Heimatbegriffs plausibilisiert werden konnte, interessiert um so stärker, ob eine induktive Übertragung auf ein unspezifisches Gros der deutschen Bevölkerung erfolgen kann.

Ein Szenenwechsel: Trotz rückläufiger Einnahmen der öffentlich-rechtlichen Fernsehsender war man unlängst dort bereit, eine Produktion wie Edgar Reitz' „Zweite Heimat" mit einem Etat von 40 Millionen DM zu finanzieren. Das 26stündige Mammutwerk wurde von der Medienkritik einhellig positiv bewertet. Die erhoffte Wiederholung der 'Heimat-Euphorie' bei den Zuschauern ließ sich jedoch im Remake nicht in vollem Umfange herstellen. Der Achtungserfolg aber bleibt.[163] Doch, was hat den Regisseur mitunter veranlaßt, 511 Drehtage mit ca. 6.000 Arbeitsstunden zu realisieren, ein Drehbuch von 2.143 Seiten in fast zweijähriger Arbeit zu verfassen? Sicherlich kann Edgar Reitz selber am besten seine Motive darlegen:[164]

> *„'Heimat' war ein Filmereignis, das ein lange Zeit verdrängtes Thema wieder in die gesellschaftliche Diskussion brachte. Die Wahl des Titels war ausgesprochen mutig, schließlich stand der deutsche Heimatfilm für verlogenen Kitsch. Sie haben einen fragwürdig gewordenen Begriff - politisch mißbraucht, kommerziell ausgenutzt - wieder rehabilitiert.*
>
> Diese publizistische Resonanz hat mich etwas überrollt. Der Film ist nicht gemacht worden, um den Titel zu illustrieren, sondern ich habe ihn 'Heimat' genannt, weil dieses Wort nicht übersetzbar ist in andere Sprachen, das damit verbundene Gefühl aber

---

[163] „Während 'Heimat' (1984) ein deutsches Dorf und traditionelles Familienleben zum Gegenstand hat, beschäftigt sich 'Die Zweite Heimat' (1992) mit den Menschen, die ihr Lebensglück in den Großstädten suchen, die sich aus den ursprünglichen Familienbindungen hinausbewegen und ihre persönliche Heimat neu bestimmen wollen. ... 'Die Zweite Heimat' beschreibt eine Welt im Aufbruch." (Reitz 1993, S. 136) Gertrud Koch (1997, S. 211) bemerkt fachkundig und kritisch: „Der ungebrochene Antiamerikanismus, der sich dort bemerkbar macht, rückt den Diskurs der achtziger Jahre an unerwarteter Stelle wieder in die Nähe der Diskurse des neunzehnten Jahrhunderts, als der 'Heimat'-Diskurs aufgetischt wurde. Antipodisch zur regionalistisch legitimierten Sehnsucht nach kommunitärer Einheit, nach familialer Verbindung von Haus und Boden, kommt erneut die Vorstellung auf, daß das 'Weggehen', die 'Weggeher' aus der Region das Problem 'Heimat' erneut stellen. Wieder gibt es den Zyklus, daß die 'Weggeher' von einst die Invasoren von heute sind. Reitz versteht darunter die Emigrationsbewegungen, die zwischen Region und Zentrum, Land und Stadt, schließlich zwischenstaatlich stattfinden. Wer aus der Enge des Dorfes vor dem Krieg 'wegging', kommt wieder als Bürger aus einem anderen Staat, als Angehöriger der siegreichen Aliierten; derjenige, der aus der Enge des Dorfes und der Kleinstadt in die Großstadt entwich, kommt wieder als Vertreter der NS-Macht; Zarah Leander, die in der NS-Zeit auf der Dorfleinwand erschien, kommt zurück aus Lateinamerika, aus der 'Fremde' in die *Heimat*, so der doppeldeutige und anspielungsreiche Titel jenes NS-Films von Carl Froelich, auf den sich Reitz mit seinem Fernsehspiel bezogen hat."

[164] Ausschnitt aus einen Gespräch mit Edgar Reitz (1993).

> allgemein menschlich ist. Das ist die einzige Form der Identität mit meiner Kultur, die ich akzeptiere.
> Heimat ist etwas Verlorenes, hat mit Erinnerung zu tun, mit Kindheit, mit den frühen Erfahrungen, die ein Mensch macht, und ist etwas, was man als Erwachsener immer auf eine sehnsüchtige Weise sucht. Wir leben in einer Epoche von neuen Völkerwanderungen, sind immer umgeben von Menschen, die Heimat verlieren und die dieses Gefühl, auch den Schmerz, die Wunde des Verlustes in sich tragen. Und dafür kein Wort haben oder nur Umschreibungen.
> Das Wort Heimat ist an sich unschuldig. Daß reaktionäre Volkstümler oder die Nazis dieses Wort benutzt haben, darf uns nicht abschrecken. Im Gegenteil: Warum soll man es ihnen überlassen? Man darf den Begriff nicht einfach ideologisch abtun. Nein, dieses Wort bezeichnet eine Realität, eine reale Erfahrung. Es ist in jedem Menschenleben verschieden; manch einer hat sich sehr weit entfernt oder muß erst Umwege gehen, doch ohne ein Verhältnis zu seiner Heimat findet er keine Identität.“ (Reitz 1993, S. 266f.)

2.2.2.2. „Neues“ Heimatbedürfnis

Wie der damalig überdurchschnittliche Quotenanteil verrät, stößt das Phänomen Heimat auf verhältnismäßig großes Zuschauerinteresse.[165] Heimat kommt wieder in Mode, ein neues Bedürfnis wird entdeckt oder wiedererweckt. „Begonnen hatte diese Wende mit der idealisierenden Entdeckung der regionalen Lebenswelten als Nischen, gegen deren Kolonialisierung durch die Medien (Geld & TV) eine Bewegung entstanden war, die sich für den Erhalt der als gefährdet erachteten Kohärenz der Regionen einsetzte. Die problematische Struktur dieser Unterscheidung kann freilich in mehrere Dimensionen ausschlagen. Eine davon ist die Um- bzw. Neubewertung des Heimatbegriffs sel-

---

[165] Diverse andere Serien und TV-Produktionen, von Heimatmusiksendungen bis hin zu regionalen Landschaftsporträts reicht die Palette der ‘Trend-Folger’, die versuchten und versuchen an diesem Erfolg zu partizipieren. Ein eigenes Genre konstituierte sich als *neuer deutscher Heimatfilm*: „Ins Zentrum rücken die Regionen, sei es das ‘Zonenrandgebiet’ in Wim Wenders *Im Lauf der Zeit* ... oder das Hessen ... vor der Nationalstaatsgründung in Volker Schloendorffs *Der plötzliche Reichtum der armen Leute von Kombach* ... aber auch Achternbuschs Anti-Bayern/Bayernfilme sind ohne diesen Hintergrund nicht so recht zu verstehen.“ (Koch 1997, S. 210)

ber, der in den achtziger Jahren eine Renaissance erfährt, die mit Edgar Reitz' Fernsehserie *Heimat* Gestalt angenommen hatte." (Koch 1997, S. 207) Das neue Heimatbedürfnis (Bausinger 1980) hat gleichwohl Impulse vom alten, schöngefärbten Heimatbegriff aufgegriffen,[166] dessen Botschaften - die Sehnsüchte nach dem *richtigen Leben* oder der *Traum von Identität* - die Zeiten überdauerten. Obwohl die Vergangenheit als zeitliche Heimat der Heimat gilt, wird sie nicht nur nostalgisch verklärt wahrgenommen.[167] Neue Aktualität gewinnt die Materie einstweilen als Sehnsucht und Bedürfnis nach einem Daseins- und Identifikationshorizont, nach einem identifizierbaren Mikrokosmos (Greverus 1979).[168] Es scheint so, als würde die Sehnsucht nach Heimat um so stärker, je weniger heimatlich die Moderne wird. Heimat als neue emotionale Qualität soll dem menschlichen Grundbedürfnis nach Geborgenheit genügen, will als Gegenreaktion auf eine gesellschaftliche Entwicklung verstanden werden, die alle bisherigen Heimaten zerstört oder bis zur Unkenntlichkeit verändert hat. Gerade in Zeiten virtueller Weltsicht, dem Zauber technischer Allmacht zwar erlegen, behält der 'gewöhnliche Mensch' diesen fatalen Hang zum Stofflichen, zur echten Umwelt (Ulrich 1997) gewohnheitsmäßig aufrecht. Denn Heimat birgt in sich immer noch eine kleine Welt, aber eine Welt ebendoch, bietet zunächst und einstweilen eine Überschaubarkeit und Vertrautheit in sich.

---

[166] „Auch die Popularität von Edgar Reitz' Heimatserien, die von ausländischen AutorInnen beispielsweise wegen der Verharmlosung der Nazizeit kritisiert werden, hat in seinem Zusammenhang eine wichtige symbolische Bedeutung. Die Serie orientiert auf eine scheinbar begreif- und beeinflußbare Nahwelt, an der deutsche Geschichte quasi nur vorbeigezogen ist- so wird sie wieder 'vorzeigbar' und auch kommerziell erfolgreich." (Mitzscherlich 1997, S. 40)

[167] Hellmuth Karasek (1998, S. 164) beschreibt Erinnerungen an die 50er Jahre: „Pfingsten treffen sich die Heimatvertriebenen: die Schlesier, die Sudetendeutschen, die Landsmannschaften. Sie tragen Trachten, die an Hitlers Bauerntage auf dem Bückeberg erinnern, sie tragen weiße Kniestrümpfe, Haferlschuhe, irgendwelche Hüte und Hauben mit Früchten: die 'verlorene Heimat', eine Trachtenidylle. Jugendliche blicken mit sogenannten leuchtenden Augen in den Pfingsttag. Heimatvertriebenen-Funktionäre, meist zu fett, meist zu schwitzig, nicht selten mit wohlwollend-verschwiegener, aber altbekannter Nazi-Vergangenheit, halten Pfingstreden, vom 'unverzichtbaren Recht' auf Heimat, vom 'Unrecht der Vertreibung'."

[168] Wenn Heimat thematisiert wird, dann wird in der Regel Bezug genommen auf einen gedachten oder vorgestellten Raum. Operiert wird dann implizit oder explizit mit einem Bezugssystem. „Das von einer Person benutzte Bezugssystem ist ... nicht kontextunabhängig, d.h. zeitlich stabil. Vielmehr wird eine Person je nach Beschaffenheit der Lebenssituation, in der sie sich zur Zeit befindet, eine Ausweitung oder Schrumpfung ihres Heimatareals als psychischen

Es gab einen direkten und notwendigen Bezug zur Erde (Scholle), lange bevor *braune Ideologie* die Heimat vereinnahmen konnte. Heimat meinte nüchtern den materiellen Besitz, war Haus und Hof. Bis heute ist diese Bezeichnung im alemannischen Sprachraum synonym in Gebrauch. Noch am Beginn dieses Jahrhunderts hat die Mehrheit der Deutschen auf dem Land gelebt, in der Landwirtschaft oder in handwerklichen Berufen gearbeitet. Das Leben vollzog sich in stabilen räumlichen Grenzen.[169] Im allgemeinen starb man am selben Ort, an dem man geboren war und den man dazwischen selten verlassen hatte. Gerade deshalb, ist Heimat nicht ein schrecklich deutsches Thema mit offenkundig nationalen Anteilen?[170] Tatsächlich ist Heimat kein Ort mehr, den man so einfach besitzt, sondern Heimat muß individuell, kulturell und politisch gestaltet und verantwortet werden. Und gleichzeitig gilt immer noch oder wieder: „Sie ist ein historisch bedingtes und räumlich beschränktes Liebesobjekt.“ (van der Linden 1995, S. 201)[171]

Verarbeitungsprozeß vornehmen. Der jeweils bedeutsame Heimat-Raum wird also von biographischen und historischen Bedingungen abhängen.“ (Belschner 1995, S. 95)

[169] 1895 steht in Meyers Konversations-Lexikon der Eintrag zu lesen: „Heimat. Bezeichnung für den Geburtsort, auch für den Ort, wo jemand sein Heim, d.h. seine Wohnung hat. In der Rechtssprache versteht man unter H. (Heimatrecht), die Ortsangehörigkeit oder Gemeindeangehörigkeit einer Person, welche nicht ohne weiteres mit dem Gemeindebürgerrecht zusammenfällt, indem das Heimatrecht an und für sich nur ein Einwohnerrecht ... ist. Auch die Staatsangehörigkeit wird Heimatrecht genannt. Neuerdings wird der Ausdruck H. wohl auch als gleichbedeutend mit Unterstützungswohnsitz gebraucht, obgleich dies zwei ganz verschiedene Begriffe sind. ... Der Begriff der Heimat entwickelte sich seit dem 16. Jahrhundert im Sinne der armenrechtlichen Zugehörigkeit zur Gemeinde, während er sich im 19. Jahrhundert zur Gemeindeangehörigkeit erweiterte.“ (S. 549f.)

[170] „Die Russen sagen ‘rodina’, die Spanier ‘la patria chica’. Im Englischen nimmt man für Heimat und Zuhause dasselbe Wort: ‘home’. Auf türkisch heißt Heimat ‘vatan’ oder ‘yurt’. Hat ein Türke Heimweh, so drückt er das mit dem Wort ‘vatan’ aus. Verliert er aber durch ein Erdbeben sein Haus, so nennt er sich ‘yurtsuz’ (obdachlos). Ob die fremdsprachlichen Heimatwörter eine ähnliche Gefühlsfärbung haben wie unser Begriff, ist schwer nachweisbar. Heimat als etwas besonders Deutsches zu betrachten, hat aber jedenfalls bei uns Tradition.“ (Pieper/Haderer 1991, S.9)

[171] „Die traditionale Heimat war zu dieser Zeit, jedenfalls für die Mehrheit der nationalen Bevölkerungen, noch etwas Reales. Die meisten Menschen lebten in präkapitalistischen sedenten Verhältnissen, mit einer emotionalen Bindung an ihrer ‘Scholle’. Der Aufstieg des Kapitalismus führte jedoch zur tendenziellen Auflösung der traditionellen Heimat.“ (van der Linden 1995, S. 202) „In der Tat entsteht die deutsche Variante des Heimatbegriffs nicht ganz zufällig im neunzehnten Jahrhundert. Noch bevor die ‘Kulturnation’, die sich vorerst romantisch als Sprach- und Bildungsgemeinschaft verstand, in die Staatsgründung überging, wurde die ‘Heimat’ entdeckt. Als eben jener Ort einer Zugehörigkeit, die weder rechtlich noch staatsbürgerlich definiert war und darum um so mehr im vagen verbleiben mußte. Leerstelle der Projektionen und Sehnsüchte nach Homogenität, nach natürlicher Ordnung und Generativität, die auch in anderen regionalen Differenzbemühungen sich finden lassen.“ (Koch 1997, S. 207)

Dessen ungeachtet emanzipiert sich Heimat von der monofunktionalen Zuschreibung als Ort des ewig Gestrigen mit großen Schritten. Namentlich hebt auch Edgar Reitz die Relation zwischen zuordbarem Raum und Identität hervor, findet auf dieser Basis einen weitergehenden Zugang zur Positionierung von Heimat im Spannungsverhältnis zwischen Historie und Gegenwart, Stadt und Land, Region und Natur, zwischen der Inszenierung von individuellen Lebensentwürfen und dem übergreifenden Zeitgeist. Er modifiziert mittels technischer Möglichkeiten des filmischen Mediums das historische Genre des Heimatfilms und transformiert so die Thematik in die moderne Zeit. Er führt den Zuschauer weg vom stereotypen Bild der beschaulichen und intakten Welt des braven Landmannes, reduziert heimatliches Klischee nicht auf das obligate bierernste Schützenfest, auf Szenen anheimelnder Erntedankglückseeligkeit und verzichtet dankenswerterweise ebenso auf Kindheit-Heimat-Regressionen (Hansen 1989) zwischen Dorfschule und Kartoffelfeuer, wo erst der wohlige Seelenschmerz so richtig zupackt. Heimat verliert im Film den Status des Selbstverständlichen und wird dadurch zum Gegenstand reflexiver Vergewisserungsaktivitäten. Trotzdem oder eben deshalb bleibt Heimat letztlich ein diffuses Bedürfnis. Heimat bildet keinen festen Bezugspunkt für alle aus. Gerade weil sich faktisch in der heutigen Alltagswelt kaum mehr ein interindividuell tragfähiger Konsens zum Begriff der Beheimatung finden läßt, symbolisiert das infinite, plastische Entfalten der filmischen Darstellung treffend die geöffnete Dimension des Bedeutungsraums Heimat. Heimat heute meint immer *mehr* als ein bloßes ‘Bei-Sich-Selber-Sein’, gewichtet stärker soziokulturelle, ressourcenorientierte, szenische und zusammengesetzte Merkmale, deren konkrete Formation individuell variiert. „Gewiß droht der Begriff Heimat jegliche Kontur zu verlieren, wenn er nicht auf eine überschaubare Nahwelt bezogen bleibt. Aber diese Nahwelten haben keine geschlossenen Horizonte mehr.“ (Schmieder 1995, S. 148) Diesen Prozeß hat Giddens (1997) mit den Begriffen *Entbettung* oder *Ungeborgenwerden* (*disembedding*) als wesentliche Erfahrungen der Spätmoderne beschrieben.[172] Nachvollziehbar wird damit ein we-

[172] Anthony Giddens (1997, S. 33) definiert: „Unter Entbettung verstehe ich das ‘Herausheben’

sentliches Spezifikum von Heimat, eine Erkenntnis, die auch für diesen Essay als Richtschnur gelten kann: Heimat ist kein wissenschaftlicher Terminus, der durch definitorische Prägnanz und Abgrenzung gefangen werden könnte. Deshalb ist er (als Fiktion) vielfach kodierbar. Heimat hat viele Gesichtspunkte. Sie betrifft zunächst den Ort oder den Raum, den man bewohnt. Sie betrifft aber auch Beziehungen zu anderen Individuen und sie betrifft ebenso die eigene Person.
Jedoch, Heimat in der Gegenwart verortet - im Hier und Jetzt angesiedelt - fordert auf zur Beantwortung der maßgeblichen Frage: Bin ich hier am richtigen Platz? Welchen Platz in der Welt möchte und kann ich zur Beheimatung einnehmen?

2.2.2.2.1. Heimat - Prinzip Selbstverwirklichung?

Heimat und Identität haben gemeinsam die Suche nach einem „Ort des Vertrauens, einer gelebten Welt oder einer Lebenswelt, in der die Identitätsfrage ‘Wer bin ich? Wohin gehöre ich?’ wieder eine Antwort findet.[173] ‘Ich bin’ als Selbstdefinition der Identität bedarf des ‘Dorthin gehöre ich’.“ (Greverus 1995, S. 25) Heimat und Identität bilden ein Bezugssystem. In dieser Lesart lokali-

---

sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen und ihre unbegrenzte Raum-Zeit-Spannen übergreifende Umstrukturierung.“

[173] Rainer Krüger (1995, S. 107) dazu: „Lebenswelten, die aufgrund gesellschaftlicher Rahmenbedingungen in ihrer sozioökonomischen und sozialkulturellen Prägung im Alltag nicht aneignungsfähig sind, sollen unterschieden werden von solchen, die eine ‘gerechte Heimat’ für alle sein können.“ An anderer Stelle nennt er Konstruktionsbedingungen für eine ‘gerechte Heimat’ innerhalb der Postmoderne. Er nimmt damit die jüngere gesellschaftstheoretische Diskussion zwischen Habermas (1988) und konstruktiven Postmodernisten (z.B. Lyotard 1986; Wellmer 1985; Welsch 1987) auf. „(1) Dem Vernunftgehalt der Moderne entspräche die Forderung, funktionale Minimalstandards gleichwertiger Lebensbedingungen verfügbar zu machen: nämlich ausreichende soziale Dienstleistungen und operative Infrastrukturen, ökologische Belastungsminimierung und Förderung auch kleingliedriger Produktions- und Reproduktionsbereiche. (2) Heimat im postmodernen Gestaltungsrahmen zielt darüber hinaus auf die Entfaltung ‘endogener Potentiale’ als den eigentlichen Besonderheiten eigenständiger Stadt- und Regionalentwicklung. ... Letztlich ist eine teilweise Dezentralisierung gesellschaftlicher Entscheidungskompetenz anzustreben. Denn Heimat als Prinzip von Lokalität und Regionalität gewinnt an Bedeutung. Es erleichtert die Vermittlung zwischen den Systembedingungen von Wirtschaft und Staat und den Lebenswelten. Es macht diese Vermittlung sozial wie räumlich überschaubarer. Heimat ist so im guten Fall Pionierraum, in dem die Entfremdung der Menschen im Ort sozialer Besonderheit verhindert oder gemildert wird.“ (Krüger 1995, S. 116)

siert Heimat diesen spezifischen Ort der Identität: „Die Antwort auf 'Wer bin ich' kann der Mensch nicht allein finden. Sich erkennen heißt erkannt und anerkannt werden. Oder, wie es Erikson ausdrückt: Ein definiertes Ich in der Raum-, Zeit-, Lebensplan-Perspektive einer Gruppe zu sein, die eine eigene Identität hat. Im Prozeß der Identitätsfindung bin ich von Kindheit an nicht allein, sondern umgeben von Dingen und Handlungen und Menschen, die mir die Möglichkeit geben, mich zu erkennen, und das heißt: mich zu finden. Diesen Selbstfindungsprozeß bezeichnen wir auch als Individuation." (S. 35)

Heimat wird regelmäßig mit Herkunft verbunden, mit einer Welt, einer Landschaft, einer Stadt in der man früher gelebt hat. Sich an die eigene Kindheit zu erinnern, bedeutet nicht selten die Vergegenwärtigung von Assoziationen dieser Kindheits- und Jugendheimat. In der Tat prägen sich über die frühen, biographischen Lebensphasen hinweg spezifische lokal-regionale, sowie soziale Identitäten aus. So kann für ein kleines Kind schon der Umzug aus der gewohnten Umgebung in eine andere Gegend der gleichen Stadt ein Grund für heftiges Heimweh sein. Die Einbuße des Ortes, der bislang Zufriedenheit und Geborgenheit bedeutet hat, führt zu Verlustängsten. Es geht also um ein Sozialisationsleitbild von Identität, in dem das Phänomen Heimat begriffen werden kann. Die Thematik ist demnach zu allererst im Bereich der primären und sekundären Sozialisation zu positionieren. Da Identitätsentwicklung auf der anderen Seite als lebenslanger Prozeß gesehen werden muß, präsentiert sich individuelle Identitätssuche als Schwebezustand, als Balanceakt zwischen Anpassung und Widerstand. Denn „ist es nicht so, daß gerade an diesem Eigenen - Sehnsucht wie Haß stiftend - in unserer Kindheit sich eine psychosoziale Disposition bildete, die unser Wesen durchprägt, in die wir immer schon versetzt sind und die uns nur im nachhinein - in der Bewußtseinsaufgabe, unser Erleben zu reflektieren - zugänglich wird. So ist Heimat das dem einzelnen zugefügte Eigene, dem er sich affirmativ oder kritisch, getrieben oder sublimierend widmen oder entziehen kann." (Leszczynski 1995, S. 9)

Busch (1995, S. 82) führt weiter aus, daß dieses '*Wo*' eine qualitativ positive Verbindung mit dem '*Mit wem*' eingeht. Heimat zeigt sich dergestalt als Inter-

aktionsphänomen. Im Begriff der Heimat bildet sich als Variation ein Erfahrungsraum der Vertrautheit ab, der raumgreift in der kindlichen Welt. Darum ist sie nichts Nebensächliches. „So gesehen bezeichnet Heimat im Grunde nichts anderes, als die allmähliche Ausweitung des Urvertrauens über die eine Person (Mutter) hinaus auf das Lebensgefüge, das dem Kinde mit seinen Bewegungs- und Sinnesmöglichkeiten Schritt um Schritt zuwächst.“ (Graf von Krockow 1989, S. 132)
Heimat ist in diesem Sinne verwandt mit der Sprache, die den Menschen in ihrer Anwendung und in ihrem Erwerb durchdringt und gestaltet. Gleichfalls bewirkt sie Abgrenzungen zum Draußen und stiftet Solidarität nach innen, symbolisiert als Dialekt kulturelle Zugehörigkeit zu einem Territorium. Heimat kann also gleichermaßen als ein über die Sprache geprägtes Phänomen aufgefaßt werden. Die Diktion wirkt dabei als sprachliches Kennzeichen, als Identifikationsmerkmal einer Region und ist damit affektiv sozialisatorisch relevant. Sie gewinnt diese Bedeutung erst in der Lebenspraxis und im Bewußtsein der Menschen, die damit Ortsverbundenheit und kulturelle Provenienz bekunden.[174]

2.2.2.2.2. Kontinuitätserleben

Heimat benötigt vermeintlich Kontinuität. Innere und vor allem äußere Umwälzungen beeinträchtigen die heimatliche Sehnsucht nach letztlich nicht erreichbarer Harmonie. Diskontinuität durch Neuerungen gefährdet das ‘Ganze und Heile’ (Häfner 1995) der heimatlichen Welt. Das Neue muß deshalb „das Gefühl der Kontinuität stören und fragmentieren. Neues gehört somit nicht in das Heimatgefühl, sondern steht ihm als Symbol von Diskontinuität gerade entgegen. Es entsteht die Unterscheidung von bekannter Heimat und neuer, un-

[174] „Auch Heimat ist nicht anders zu denken denn als Resultat einer konfliktreichen, schmerz- und leidensvollen Sozialisation - aber immerhin einer (und mehr ist nicht zu haben) mit versöhnlichem Grundton und Ausklang. Stellt man das in Rechnung, so kann man davon ausgehen, daß es eine Art erwerbbare ‘Heimatkompetenz’, deren Kern die frühe Sozialisiertheit ist, eine hergestellte Erlebnisfähigkeit von und Bindungsfähigkeit an Welt(en) gibt.“ (Busch 1995, S. 85)

bekannter Fremde.“ (S. 65) Da das Gefühl der Kontinuität für den Beheimateten anscheinend eine Notwendigkeit für die Bewahrung von Identität darstellt, entsteht eine entsprechend motivierte individuelle und kollektive Haltung, neue Gefährdungen abzuwenden.[175] Immer häufiger - mit zunehmender Beschleunigung moderner Neustrukturierungsprozesse - gelingt die Abwehr nicht.
Das ‘Heimatmuseum’ konkurriert im Bewußtsein, aber auch in den tatsächlichen Gegebenheiten, mit den Zeichen und Symbolen der virtuellen, globalen, neuen Welt.[176] Das Allgemeine ist vom Ungleichzeitigen geprägt. Neues und Altes wandelt und verformt sich im Takt der Moderne zu einem Konglomerat mit offenkundigen Parallelen und Berührungspunkten zum inspirierten, ästhetischen Schaffen in der bildenden Kunst.[177] Der prozeßimmanente kreative Impuls ist dann willkommen, wenn er dazu beiträgt, alte hemmende Grenzen zu überschreiten, dazu beiträgt, im Verändern und Erneuern von Orten und Menschen, sowie in den Beziehungsstrukturen zu diesen Orten, Menschen und Werten, Beheimatung möglich zu machen. So auch in der Nahwelt. Heimat zu identifizieren, zu gestalten und mit Sinn zu erfüllen, ist eine subjektive Suchbewegung mit jeweils fraglichem Realisierungsgrad. Gleichwohl ist diese Anstrengung nicht sinnlos, denn in der Suche verbinden sich biographische und

---

[175] Das moderne Szenario der großtechnischen Abbauanlagen (Zechen, Braunkohlereviere) wird von Beate Mitzscherlich (1997) in Relation zum Heimatbegiff beleuchtet, Beziehungen, die im Weiteren dieser Untersuchung noch eine ganz besondere Bedeutung erhalten werden: “Während die Gewinne von Natur- und Kulturraumzerstörung für die Allgemeinheit (jedoch noch nicht für einzelne Unternehmen) zurückgehen, wird deren Kostenseite immer ‘hautnäher’ ... erfahrbar. Damit wächst der Zweifel daran, ob die privatisierten Gewinne diese hohen allgemeinen Kosten noch rechtfertigen. Die Erkenntnis, die dahinter steht, ist in bester Heimat-Tradition eine der Begrenztheit. Begrenzt sind natürliche und kulturelle Ressourcen, begrenzt sind auch die natürlichen und menschlichen ‘Selbstheilungskräfte’; eine zerstörte Landschaft zu rekultivieren dauert sehr viel länger, als sie zu zerstören, und manche Ressourcen lassen sich nicht mehr ‘regenerieren’. Mit dieser Erkenntnis geht eine Absage an Expansivität und eine Redefinition von Heimat einher.“ (Mitzscherlich 1997, S. 40f.)

[176] Nach Giddens (1997a) bezieht sich der Begriff der *Globalisierung* im wesentlichen auf den Faktor der raumzeitlichen Abstandsvergrößerung, dessen Kategorien die komplexen Beziehungen zwischen *lokalen Beteiligungsweisen* und der *Interaktion über Entfernungen* hinweg einen Dehnungsvorgang erzeugen und zwar insoweit, als die Verbindungsmodi zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten oder Regionen über die Erdoberfläche als Ganze hinweg vernetzt werden.

[177] Die Analogie zum künstlerischen Gestalten ist nicht so weit hergeholt: Heimatgefühle sind „Voraussetzungen für Muße, für die Möglichkeit zu eigener Aktivität ohne überraschende Anforderungen von Außen. Deshalb wird das Gefühl von Heimat so oft als Grundlage schöpferischer Arbeit, als kulturgeschichtlich bedeutsames Potential begriffen.“ (Häfner 1995, S. 65)

gesellschaftliche Segmente durchlebter und erfahrener Geschichte. „Ein Maler ist verloren, wenn er sich findet“ lautet ein Ausspruch von Max Ernst. „Diese Worte gelten nicht nur für den Maler, sondern für den Menschen als homo creator überhaupt. Und der gleiche Max Ernst hat einmal von der ‘systematischen Ausbeutung des zufälligen und künstlich provozierten Zusammentreffens von zwei oder mehreren wesensfremden Realitäten auf einer augenscheinlich dazu ungeeigneten Ebene’ gesprochen - und ‘dem Funken Poesie’, welcher bei der Annäherung dieser Realitäten überspringt.“ (Greverus 1995, S. 36) Jener Funke Poesie dünkt in einer Welt des allgegenwärtigen technologisch-wirtschaftlichen Fortschritts nahezu erloschen zu sein. Insofern erscheint es zumindest fraglich, ob es überwiegend gelingt, die Entfremdungserscheinungen in den alltäglichen Lebenszusammenhängen befriedigend zu integrieren. Der Vorstellung, diese Komplexität reduzieren und damit dem täglichen Ausgesetztsein diskontinuierlicher Erfahrungen Paroli bieten zu können, entspricht der illusionäre Wunsch, sich in der Heimat einen Ruhepunkt zu schaffen. Doch alles ist in Bewegung begriffen - alles ist im Fluß (Dörner 1989). *Beschleunigung* heißt die Parole der neuen Zeit, die der allgemeinen Vergleichzeitigung und einer Allgegenwart - von was auch immer - Vorschub leistet. Im Oszillieren zwischen den Welten durchdringen sich Vertrautes und Fremdes. Konkret wird in diesem flackernden Spannungsbogen zugleich der Begriff des Identitätswiderstandes, daß nämlich *äußere Widersprüche* permanent als Auslöser fungieren können, „alte, nur scheinbar verschwundene Konflikte wieder in Gang zu bringen; sie können in die psychische Struktur eingreifen, zu nachhaltigen seelischen Veränderungen führen und auch scheinbar verschwundene Tendenzen mobilisieren.“ (Parin 1980, S. 24) Der starke Wunsch, Heimat als Schutz vor der Veränderungsgeschwindigkeit der modernen Zeit in die Außenwelt zu projizieren, macht den in dieser Weise Handelnden verletzlich und labil, „denn er ist von dem Zeitpunkt des psychischen Aktes an fortwährend gefährdet, das zum persönlichen Besitz erklärte Externe potentiell zu verlieren. Ein räumlich lokalisierter Heimatbegriff bindet psychische Energien für den

Schutz und die Verteidigung des persönlichen Besitzes.“ (Belscher 1995, S. 105)

2.2.2.3. Heimat und Räumlichkeit

2.2.2.3.1. Heimatliche Umwelt

Die Bindungskraft der Heimat ist fungibel. In diesem offenen Maßstab kann hier der Heimatbegriff selbstredend nicht zur Debatte stehen. Hier gilt es vielmehr, Heimat als *Prinzip von Lokalität und Regionalität* zu begreifen und zu erkunden, wie der „territoriale Imperativ für eine conditio humana“ (Greverus 1995, S. 32) als raumbezogener Heimatbegriff interpretiert werden kann.[178] Damit ist Terrain markiert, um das es geht. Bezugnehmend betont Busch (1995, S. 81) die konkrete Bindung von Heimat und Umwelt[179]: „Heimat hat zwingend zu tun mit der Umwelt, in der ein Mensch aufwächst bzw. lebt. Das Wort meint eine gewisse Vertrautheit und Nähe, in der er zu dieser Umwelt steht. Es ist aber nicht der Umstand der Vertrautheit, aufgrund der Dauerhaftigkeit und Konstanz des Lebens, des Wohnens in einer bestimmten Umwelt allein, der Heimat konstituiert. Es muß ein Wohlgefühl (aufgrund von Sich-Wohlfühlen) hinzukommen.“ Diese Assoziation aufnehmend und spezifizie-

---

[178] „Welche Ausdehnung eine Heimat hat, läßt sich nicht eindeutig festlegen. Heimat kann sich auf den angestammten Wohnort, auf eine Region, auf die ‘Lebenswelt’ oder auf ein ganzes Staatsgebilde beziehen. ... Beachtung verdient eine andere Erscheinung: Je weiter man sich im politischen Spektrum nach rechts bewegt, desto häufiger wird Heimat mit ‘Nation’ oder ‘Vaterland’ gleichgesetzt. ... So wird Regionalismus etwa als ‘jüngste Spielart altdeutscher Sonderbündelei’ bezeichnet (Strauss 1985); für Jebens stellt die Beschäftigung mit lokalen und regionalen Problemen eine Flucht nach unten’ dar.“ (Walter 1995, S. 194f.)

[179] „Das spezifisch Ökologische am Konzept Heimat ist ... in der Umweltbestimmtheit und -besetztheit von identitätsstiftenden Erfahrungen zu sehen. Das bedeutet, daß wesentliche Anteile der dem Selbst einer Person zuzurechnenden Erfahrungen ökologisch, in materiell-räumlichen Kategorien codiert sind (und eben nicht nur in Form von Überzeugungen, Motiven, Einstellungen etc.). Um es pointiert auszudrücken: Die Person ist in bestimmten Anteilen identisch mit den sie konstituierenden, prägenden Umwelteinflüssen; ihre Identität begründet sich - wenigstens teilweise- durch die Kongruenz zwischen ‘internen’ Trieben/Strebungen und ‘externen’, der Außenwelt zugeschriebenen physischen und sozialen Erfüllungs- bzw. Verweigerungspotentialen.“ (Winter 1995, S.89)

rend, kann Heimat demzufolge als subjektive Konstruktion bezeichnet werden, im Sinne einer geglückten Übereinstimmung zwischen den Bedürfnissen einer Person und einer bestimmten Umgebung über ein stimmiges Passungsgefüge,[180] in dem Zugehörige ihre „Bedürfnisse nach Identität (dem Sich-Erkennen, Erkannt- und Anerkannt-werden), nach materieller und emotionaler Sicherheit, nach Aktivität und Stimulation (erfüllen können, A.F.), ein Territorium, das sich die Menschen aktiv aneignen und gestalten, das sie zur Heimat machen und in dem sie sich einrichten können." (Greverus 1995, S. 24) Überhöhung als Kennzeichen einer heimatlichen Umwelt - mag diese schön, häßlich, langweilig oder anregend oder wie auch immer sein - ist abhängig von positiven Gefühlslagen. „Es geht um Sicherheit, Vertrautheit und Geborgenheit, die man in Bezug auf eine bestimmte Umgebung erlebt ... Das Heimatgefühl sagt also letztlich etwas über die Übereinstimmung einer Umgebung mit der aktuellen Bedürfnislage einer Person aus ... Heimat wäre also in (Freuds Triebkonzept)[181] kein Ort vollkommener Triebbefriedigung, sondern ein Ort gelingender Objektbesetzungen und damit auch ein Ort gelungener Verdrängung." (Mitzscherlich 1997, S. 98f.) Damit können der Beheimatung ebenso Elemente von Anpassung bzw. Erkenntnismomente der Grenzen für eigenes Vermögen und Handeln zuerkannt werden. Die Fiktion Heimat vermittelt in dieser Weise zwischen Betrachter und Umwelt als psychisches Ambiente des Raumes, indem sie den Charakter einer spezifischen sozialräumlichen Basisstruktur abbildet, deren subjektive Bewertungen gleichzeitig Qualitäten der Psyche *und* der Umgebung bedeuten. Ähnlich argumentiert das Behavior-Setting-Konzept von Barker (1978), das 'interface-Beziehungen' von Raum und Lokalität einerseits und den 'human components' andereits in Beziehung stellt. Im Modell der Ortsbindung (Fuhrer/Kaiser 1992) wäre „Heimat ein Ort der optimalen Regulation einander widersprechender Bedürfnisse (z.B. nach

[180] Gemäß einer interaktionistischen Perspektive hat ein Individuum es zu leisten, ein Passungsgefüge zwischen sich und seiner Umwelt herzustellen (Filipp 1990). „Das Wort Passung darf aber nun nicht suggerieren, daß der erreichte Zustand spannungsfrei ist; es ist immer die unter biographischen, sozialen, ökologischen, ökonomischen, technologischen, historischen Voraussetzungen zustandegekommene zeitpunktspezifische Passung." (Belschner 1995, S. 96f.)
[181] Vgl. Freud (1974), Studienausgabe.

Sicherheit und nach Erregung).“ (Mitzscherlich 1997, S. 100) Diesen Balanceakt zu realisieren, bedeutet individuelle Aufgabe zur Generierung von Heimat. Die in der Heimat vollzogene fertile Unterminierung der Trennung von Subjekt und Objekt gestattet Selbstverständnis und Verständnis der heimatlichen Welt. Verstehen meint dahingehend, die Symbole der Heimat zu begreifen, Sinngehalt und Konnotationen bestimmt und sicher aufnehmen zu können. Verstanden werden bedeutet demgegenüber, ihren sicheren Gebrauch in der alltäglichen Anwendung. „Für beide Aufgaben, verstehen und verstanden werden, bietet die Heimat durch ihre sprachlichen und kulturellen Zusammenhänge einen spezifischen Symbolbereich, dessen Veränderungen als kontinuierlich erlebt werden. Das Gefühl, verstanden zu werden, bleibt also in der Heimat erhalten.“ (Häfner 1995, S. 67) Dabei müssen allerdings Ambivalenzen in der realen Lebenssituation entweder ausgeblendet oder vermittelt werden. „Gesucht wird die Utopie einer vollkommenen Übereinstimmung zwischen einer Person und ihrer Umgebung - die Imagination eines Ortes, an dem ‘es stimmt’ zwischen mir und den anderen Menschen, mir und meiner Arbeit, mir und meiner natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt. Dahinter steht eine Vorstellung von Heimat, die geradezu paradiesisch ist, die Sehnsucht nach dem Idealzustand; dem richtigen Leben. Der besseren Welt ... Aber die völlige Übereinstimmung bleibt eine Utopie, das heißt: kein Ort, nirgends.“ (Mitzscherlich 1997a, S. 33)

2.2.2.3.1.1. Landschaften der Heimat

„Auch im digitalen Zeitalter vor der Jahrtausendwende *erleben* Menschen ihre Lebensumwelt und stehen in einem ästhetischen Verhältnis zu ihr. Ein unverzichtbarer Stoff dieser emotionalisierten (Heimat-) Beziehung ist und bleibt die Landschaft, aus der herausgelesen wird, was in die Heimat hineingeschrieben wurde.“ (Hasse 1993, S. 14) Riedel (1981, S. 84) bemerkt dazu: „Definitionen von Landschaft suche man heute nicht so sehr mehr bei Geographen, die bei diesem Wort unberechenbar reagieren können. Es soll hier auch keine Definition von Landschaft versucht werden, es reicht aus, wenn wir nur anerkennen, daß es beschreibbare und unverwechselbare Räume mit bestimmten Eigenschaften gibt, die auf den Menschen einwirken, die zur Heimatbildung unabdingbar hinzugehören." Mit der Eröffnung des Gefüges der Landschaft in Relation zur Heimat ist dieser Verbindung Relevanz - über geomorphologische Ensembles hinaus - zugesprochen. Verwiesen werden kann infolgedessen auf den Prozeß der symbolischen Dechiffrierung von Landschaften. „Es überrascht also keineswegs, daß die Landschaft im Diskurs über Heimat eine herausragende Rolle spielt. ... Besonders der Heimatfilm lebt von der doppelten Möglichkeit des Films, gleichzeitig fiktional und dokumentarisch zu sein, formale Konstruktion wie die Nation und Abbildung konkreter Körper wie die Heimat. ... Mit Vorliebe beginnen Heimatfilme mit einem Panoramablick aus der Vogelperspektive. So wird zuerst aus der Geographie bedeutungsvolle Landschaft, um dann nach innen aus der Landschaft wieder Natur zu beschwören als Antipoden der Gesellschaft." (Koch 1997, S. 208) Mittels Perzeption[182] wird „wiederum jene biographisch und gesellschaftlich zurückgebundene Ästhetisierung wirksam, die ein mimetisches Moment zur Geltung bringt." (Hasse 1993, S. 13) In diesem Verständnis lassen sich Landschaften als Assoziationsräume beschreiben, deren Gestaltwerdung in Abhängigkeit von den Dispositionen des Betrachters sich ereignet, *Sehfiguren* (Hard 1991) entstehen. Die Wahrnehmung generiert individuell codierte Wirkungseinheiten. Über solche Bedürfniskonzepte hinaus reicht das Konzept der Kultivation von Ernst Boesch (1980). Dieses hat zum Inhalt - sehr verkürzt wiedergegeben - die Tatsache, daß Menschen nicht nur in *schöner Landschaft* leben wollen, sondern diese prägen und kultivieren möchten. Sie wollen in ihrem individuellen Aneig-

[182] „Es heißt, unsere normale Denkweise sei ein Bewußtseinsfluß, der durch unsere Gegenwart strömt und sie durchschneidet; dieses Gefühl jedoch, das ich simultane Perzeption nenne, ist ruhiger, es ähnelt einem klaren, tiefen, spiegelglatten See. Sowohl die gerichtete Aufmerksamkeit der normalen Perzeption als auch die breit gestreute Aufmerksamkeit der simultanen Perzeption, durch die wir mit unserer Umgebung verbunden bleiben, sind ererbte Anlagen, über die wir alle verfügen. Mitunter können Menschen Szenen, Geräusche und Gerüche um sich herum so gut ausblenden, daß sie durch die simultane Perzeption, wenn sie wieder auftaucht, völlig überrascht werden. Doch diese Wahrnehmung arbeitet ständig und ist daher stets verfügbar. Und wann immer wir sie heranziehen, ist sie überaus informativ. Simultane Perzeption hilft uns ... unsere Umgebung (zu erleben) und wie wir auf sie reagieren." (Hiss 1992, S.21f.)

nungsprozeß identifizierbar sein und lesbare Spuren zurücklassen. Wird Beheimatung in diesem Sinne verstanden, dann kann schlüssig ein anthropologisches Grundbedürfnis nach Heimat für vergangene Generationen postuliert werden. Auch damals haben sie ihre Lebenswelten gestaltet und damit kulturelle Abdrücke ihrer Epoche geschaffen, deren Artefakte (Raumgebilde) in heutiger Zeit die Zurkenntnisnahme historischer Bezüge einfordern. Der hier beschworene *sence of place* spielt auf jene heimatlichen Gefühle an, die über die generative Kette weitergegeben werden als kulturelles Erbe, das sich in regionale und geographische Besonderheiten einzubinden vermag. Elemente der Landschaft sind insofern wesentlich durch Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet: „Oft sind es alte Burgen, Festungen (Stätten des blutigen Kampfes) oder idealisierte Produktionsbetriebe des vergangenen Jahrhunderts (Stätten der Ausbeutung und gesundheitlichen Gefahr), die als Landschaft bildfähig geworden sind. Die in den Bildern liegenden Zeichen vergangener Ungleichzeitigkeiten bleiben aber latent, weil sie in der postmodernen Wahrnehmung umcodiert werden. Die ‘alte’ Funktion der abgebildeten Objekte existiert nicht mehr, und die entstehenden semantischen Leerfelder können neu besetzt werden.“ (Hasse 1993, S. 18) Heimaten zu rekonstruieren aus vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Versatzstücken - aus disparaten Realitäten - ist identitätbildende Aufgabe und gleichzeitig kulturelles Erfordernis für die Gemeinschaft.[183]

2.2.2.3.1.2. Heimat und Ökologie

Anteile des bewahrenden und konservierenden Habitus tauchen im ökologischen Aspekt wieder auf. „Der ökologische Gesichtspunkt ist aus einem modernen kritischen Heimatbegriff überhaupt nicht wegzudenken.“ (Busch 1995,

[183] „Die Skala der Heimatsucher reicht von den neuen Landkommunen über Dorferneuerer, Stadtviertelautonomisten bis zu regionalistischen und ethnischen Bewegungen. Die Skala reicht auch von den Konservativsten (Wiedergewinnung oder Erhaltung des bevorrechtigten status quo) über die Marginalisten (Angleichsforderung unter Beibehaltung der je eigenen Kultur) bis zu den Progressisten: Verwandlung der Welt in eine ökologische Gesellschaft der Zukunft, einen günstigen Welt-Lebensraum, der eine Vielzahl ökologischer Nischen zuläßt.“ (Greverus 1995, S. 35)

S. 85) Mittlerweile ist auf allen politischen Ebenen umweltpolitisches Bemühen en vogue. In der Tat findet das deutsche Umweltengagement durchweg positive internationale Resonanz, eine Entwicklung, die Peter Sloterdijk (1990) zu der Frage veranlaßt, wann waren deutsche Beiträge auf internationaler Bühne je so nützlich für das Entstehen planetarischer Selbstwahrnehmungen? Heimat im globalen Maßstab? Nein, diese Vision bleibt dem nächsten Jahrtausend vorbehalten.[184] Immerhin schließt die „postmoderne Sehnsucht nach der organischen Moderne“ (Herzinger 1995, S. 93) ein Bedürfnis nach Naturidealisierungen ein, das die Illusion einer Harmonie im Leben mit Natur atmosphärisch auszudrücken vermag.[185] Für nicht wenige Menschen gehören Naturerlebnisse deshalb notwendig zu ihrem persönlichen Heimatbegriff. Das so verstandene Umweltbewußtsein läßt sich, so mutmaßt Küster (1995), teilweise auf die Herausbildung des Heimatgefühls im 19. Jahrhundert zurückführen. Die Ära der Romantik[186] als Epoche des Umbruchs und Aufbruchs wurde abgelöst vom Zeitalter der industriellen Revolution. Alte, naturnahe Lebensgefüge wurden, gemäß den Maximen industrieller Erfordernisse, umstrukturiert. Der Hoffnung auf ein besseres Leben stand ein Unbehagen dem Neuen gegenüber: „Aber die Bedingung des Aufbruchs in die Zukunft ist unerbittlich die Abwendung von dem, was einmal war und so lange seine Gültigkeit bewahrt hatte,

---

[184] „Mal warf sich die im Ausland sprichwörtlich gewordene *German angst* auf die Friedensfrage, mal auf den Terrorismus, mal auf die Umwelt.“ (Ulrich 1997, S. 162)

[185] „Dieses neue Bedürfnis, diese Suche nach einer - inneren wie äußeren - neuen Bleibe, hat mit dem alten Heimatromantizismus und der so melancholischen wie kitschigen Heimatduselei den Bezug auf überschaubare Nahwelten gemein. Vertraute Orte identitätsvollen Lebens, der Selbstverwirklichung und tief humaner Gemeinschaftlichkeit. ... Dies mögen die achtbaren Tagträume derjenigen sein, die ihr Öko-, Sozio- und Psychotopia auf dem abgeschiedenen Land im stillen Dorf suchen und dabei irgendwie doch dem Heile-Welt-Versatzstück in der überkommenen Heimatideologie aufsitzen, umstandslos von Berlin-West nach Krähwinkel übersiedeln, was sich dann schließlich als Reinfall erweist; denn dörfliche Interaktionsstrukturen und das Bewußtsein der alteingesessenen Landbewohner entsprechen in der Realität kaum den euphemistischen Vorstellungen der neuen Landromantiker über intakte Lebensgemeinschaften und die Möglichkeiten, eine stabile Ich-Identität bei giftigem Gemüseanbau zu entwickeln.“ (Schmieder 1995, S. 142) Vgl. auch Ilien/Jeggle (1978).

[186] „Gott, Mensch, Kultur und Natur sieht (der Romantiker, A.F.) als eine einzige nur dem persönlichen Fühlen sich offenbarende Erlebniseinheit, als eine poetische Harmonie, in der Bewußtes, Widersprüchliches und Gegensätzliches sich durchdringen und aufheben. Diese subjektive Gefühlswirklichkeit entwickelt jenseits aller ... gesellschaftlichen Regulative allein aus der schöpferischen Phantasie nicht minder subjektive Ausdrucksformen.“ (Lindemann/ Boekhoff 1975, S. 55)

über alles Menschengedenken zurück und hinaus.“ (Graf von Krockow, 1989, S. 19) Gerade der ländliche Raum romantisiert deshalb häufig die Gleichsetzung von Landschaft und Natur. „Leicht folgt der Heimatbegriff (dieser) bigotten Naturromantik, die ihr Glück im Winkel und ihr weltabgewandtes Daheim noch zwischen sterilen Fichtenkulturen und Zug um Zug begradigten Bachläufen, in vergifteten bäuerlichen Kulturlandschaften und an den Gestaden eutrophierender Seen findet.“ (Schmieder 1995, S. 141) Daß diese Formel nicht aufgeht zeigt Adorno (1970, S. 106f.) überzeugend: „Wie sehr die Vulgärantithese von Technik und Natur irrt, liegt darin zutage, daß gerade die von menschlicher Pflege ungesänftigte Natur, über die keine Hand fuhr, alpine Moränen und Geröllhalden, den industriellen Abfallhorsten gleichen, vor denen das gesellschaftlich approbierte ästhetische Naturbedürfnis flüchtet.“ Ersichtlich wird, daß Elemente der Natur in ‘Reinkultur’ nicht immer die landschaftlichen Atmosphären hervorzurufen vermögen, die identifikationswürdig erscheinen. Eine Aneignung der umgebenden Landschaft mit positiven Emotionen - Heimatverbundenheit erzeugend - ist deshalb verwiesen auf das Phantasma einer versöhnenden, heilen - kurz *natürlichen* Natur (Hasse 1993). „Denn nicht nur für die Theorie, auch für die heutige Erfahrung des Naturschönen gilt, was Karl- Heinz Bohrer als essentielles Argument feststellt: „Was immer auch für ein Schritt gewählt wird, die Naturferne (d. i. die Ferne der ‘ganzen’ Natur) zu kompensieren: Immer bleibt das moderne Bewußtsein die Voraussetzung, auch dann, wenn es die Modernität hinter sich lassen will.“ (Seel 1991, S. 230) Dieser Zusammenhang ist stets mitzudenken, wenn es darum geht, die Bedeutung von Natur- und Landschaftsutopien für die Konstruktion von Heimat zu plausibilisieren. In der Gesamtschau ist jedoch als Folge der Demontage von regionalen Kulturen im lebensweltlichen Strukturwandel durch die Auswirkungen der Modernisierung dahingehend auch das Materiale der Heimat in Auflösung begriffen: „Den geschichtlichen Individualitäten der Landschaft, der agrarischen, handwerklichen und auch industriellen Arbeitsformen, der Bauform, der familialen Muster, schließlich der Mentalitäten und Sprachformen wird - im

Zuge einer Subsumption unter das Allgemeine des globalen Verwertungsprozesses - ihr Eigensinn genommen.“ (Leszczynski 1995, S. 9)
Um die Relation von Landschaft und Heimat unter den Konstellationen einer zwischen *Schein* und *Substanz* schwimmenden Realität zu verorten, dabei den Argumenten von Baudrillard (1978) folgend, wird Heimat zu einem doppelten Phantasma: Sie trägt das Bild einer Identität in sich und damit zugleich die Utopie einer potentiellen Realität, die schon lange aus dem Stoff des Fiktionalen geformt ist. Die Ambivalenz der Postmoderne präsentiert neue Optionen. Ihr Signum ist die Doppelcodierung der Landschaft. „Die Ästhetik einer Landschaft wird durch mehr oder weniger parallel codierte Konnotationen geformt und damit zugleich (neu) geschaffen.“ (Hasse 1993, S. 56) Ein weites Spektrum von Wirklichkeitspräsentationen eröffnet dem Menschen somit neue, autoreferentielle Erlebnisfelder, deren Utopie zunächst in Umweltstrukturen befangen bleibt. Böhme (1992, S 137f.) erläutert den ‘Mechanismus’: “Die Einführung der Atmosphären als Quasiobjekte der Wahrnehmung (bedeutet, A.F.), daß die sinnliche Erfahrung eine Erfahrung der Dinge in ihrer leiblichen, und das heißt eben räumlich ausgebreiteten Präsenz ist. Dinge sind wahrnehmbar, insofern sie aus sich heraustreten. Insofern sie wahrgenommen werden, sind sie Partner im Sinne ihres Herausgetretenseins. Das heißt, das nicht das Ding, sondern die Atmosphäre der primäre Partner der Wahrnehmung qua Befindlichkeit ist. Atmosphären sind das ‘Licht’ und der ‘Ton’, die Stimmung, die die Dinge um sich verbreiten und in die sie sich gegenseitig einhüllen. Die Atmosphäre ist dasjenige, in das der Wahrnehmende leiblich eintritt und das seine Befindlichkeit von Seiten der Dinge modifiziert. ... Für die Atmosphären jedenfalls ist wichtig ihr räumlicher Charakter.“

2.2.2.3.2. Nähe - Ferne

Noch immer läßt sich Grundlegendes über das Verhalten des Menschen im Raum aussagen: Wege bedingen ein Entfernen und Rückkehr. Raumerfahrungen gliedern sich wesentlich in die Sphären des Nah- und des Fernbereichs,

wobei beide Sektionen fließend ineinander übergehen, sich nur über subjektive Bewertungen konkretisieren und damit unterscheiden lassen (Bollnow 1994). Dieser Dialektik menschlicher Raumerfahrungen setzt Paul Virilio (1978) eine Utopie der Aufhebung konkreter Verortungen gegenüber: „Schon unser gegenwärtiges schnelles Reisen ist kaum mehr als das Warten auf die Ankunft - was wird es sein, wenn selbst diese kurze Wartezeit entfällt? Die nächste Umgebung, einen kurzen Fußweg entfernt, wird uns fern erscheinen; die Ungeduld des Wartens werden wir auf unsere nächste Umwelt übertragen, unser Körper, dieses metabolische Fahrzeug, wird uns bleiern vorkommen, wie ein Taucher werden wir das Gefühl einer überaus störenden Langsamkeit haben, unser Körper wird unerträglich geworden sein. ... Wenn uns der Platz am Ende der Straße, der zu Fuß in zehn Minuten zu erreichen ist, ebenso fern vorkommen wird wie Peking, was bleibt dann von der Welt? Was bleibt von uns?“ (S. 31)
Wenn *Ferne* auch in der *Nähe*[187] subjektiv erlebt und empfunden werden kann, Grenzen eines tradierten phänomenologisch begründeten Raumbewußtseins diffus werden, gewinnen neue individuelle Raumerfahrungen an Bedeutung. Die Orientierung ist dabei nicht nur im räumlichen Sinne zu verstehen. Sie setzt vor allem auf die Qualifikation, das Nahe und das Ferne einander vermitteln zu können - das Nahe und das Ferne in der Welt und in uns. Bollow versucht diesen *neuen Spielraum des menschlichen Lebens* übergreifend zu erfassen und stellt fest: „Eng ist, was die Entfaltung des Lebens behindert, weit ist, was diesem einen hinreichenden Entfaltungsbereich freigibt“ und „daß sich, was weit und was eng ist, niemals an einem objektiven und allgemeingültigen Maßstab feststellen läßt.“ (Bollow 1994, S. 229) Denn eine Umwelt kann uns als Heimat im Modus der Geborgenheit, des Behagens und des Wohlbefindens begegnen. „Die Entdeckung und Verkündigung des Heimatgefühls und Arten des Regionalismus mögen eine Art von Mitteln gegen die Angst vor der entstehenden Ungewißheit über die Welt des Außenraums sein. ... Tatsächlich wird die Welt nun aufgeräumt nach anderen Vorstellungen als denen von Nähe und Ferne, Standort und Verteilung, Lebensraum und Landschaft. Einfachere

[187] Vgl. z.B. Waldenfels (1997).

Schemata entstehen: Wir und die Ausländer, mögliches Urlaubsziel oder nicht, Problemgebiet oder weniger spannend, der Rest: irgendwo, nur nicht hier - bebilderte, doch abstrakte Fremde.“ (Strassel 1993, S. 212) Neue Definitionen im Koordinatensystem räumlicher Bezüge sind zu realisieren, fordern als Konsequenz die Menschen auf, sich neu zu versichern, wo sie sich im Raum befinden, wo und ob überhaupt Beheimatung möglich erscheint. Heimat und Identität oder besser *Heimat als Identität* wird da nur möglich, wo es gelingt, die ‘Ethik im Nahhorizont’ mit der ‘Ethik im Fernhorizont’ (Bausinger 1980) zu versöhnen. Andernfalls führt die Erfahrung simulierter Lebenswelten und die damit einhergehende Relativierung klar definierter räumlicher und kultureller Bezüge möglicherweise zu einem Verlust der individuellen Zentralperspektive.

Wie zu Anfang dieses Kapitels markiert, bedeutete der Perspektivenwechsel von den anthropozentrischen Raumbegriffen der traditionellen Gesellschaft zum neuzeitlichen Weltbild (Raumbegriff der Galilei-Newtonschen Physik) ein revolutionäres Denkereignis. Diese im 13. Jahrhundert vollzogene Wende, weg vom konkreten *Aktions-Raum* und hin zum *abstrakten Darstellungsraum* fand ihre Wurzeln in tiefgreifenden gesellschaftlichen Umwälzungen (Zilsel 1976 u.a.). Das heutige Raumgefüge steht erneut vor einer gravierenden Transformation: Technisch generierte *Weltschrumpfungsprozesse* „durch (die) eine kulturelle, ökonomische und militärische ‘Topologie’“ erzeugt wird, wo alle Oberflächen und Standorte unserer Welt „sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen“ (Virilio 1980, S. 180) werden unser Denken, Handeln und Fühlen umorganisieren. „So wird das Modell der ersten, nationalstaatlichen Moderne, das in der Einheit von kultureller Identität (‘Volk’), Raum und Staat gedacht und organisiert wurde, fragwürdig, ohne daß eine neue Einheit von Menschheit, Erde und Weltstaat in Sicht oder wünschenswert wäre.“ (Beck 1997a, S. 23) In dieser Gesellschaft der globalen Ära gilt es, Abschied von der ‘altväterlichen’ Heimat zu nehmen (Albrow 1998). Aber von welcher Heimat ist dann noch die Rede? Nun, mittlerweile dürfte die *Doppelbestimmung* (Walter 1995) des Heimatbegriffs mit *mentalen* und *räumlichen* Anteilen deutlich und plausibel geworden sein. Dann erweist sich mithin, „daß die wesentliche Differenz zwischen ‘Heimat’ und ‘Moderne’ nicht nur in der Beschaffenheit der Institutionen und kulturellen Lebensformen außerhalb der Person liegen kann und daß es sich nicht um zwei voneinander getrennte soziale Prozesse oder Felder handelt. Ganz im Gegenteil - im Heimat-Konzept wird etwas anderes mitverhandelt: die Spielräume der Entfaltung von Subjektivität, persönlicher und sozialer Autonomie.“ (Moser 1995, S. 18)

2.2.2.4. Beheimatung als Prozeß mit offenem Ende

Gedanken zur Begrenzung und Entgrenzung von Heimat: „Ernst Bloch hatte das Prinzip Hoffnung - und er nannte es Heimat - aus dem verläßlichsten aller Grundtriebe, nämlich Selbsterhaltung, hergeleitet. Und dazu gehört auch Identität als Sich-Erkennen, Erkannt- und Anerkanntwerden. ... Spurensicherung im All, Spurensicherung im ‘Urmenschlichen’, Manifest der Person, Mäuselöcher rückwärtsgewandter Kindheitsheimaten, Rückkehr in die Provinz, ... Das alles steht für Heimatfindung heute! Bleibt unser Versuch zum Problem Heimat also nur in der Widersprüchlichkeit einer Fragestellung stecken?“ (Greverus 1995, S. 32) Der postmoderne Riß in der Bindestrich-Gesellschaft[188] verläuft m. E. wesentlich entlang einer Unvereinbarkeit zwischen den Anforderungen des Ich nach Identität, inmitten expandierender Wahlmöglichkeiten und Freiheitsgrade und dem Bedürfnis nach Fundamentalismen, nach Inseln der Beständigkeit im Meer des Wandels. In diesem Spagat benötigt selbst der proteische Mensch (Lifton 1993) mit seinem großen Repertoire an Anpassungsmöglichkeiten Grundfesten für die eigene Existenz. Mit diesem Leitgedanken charakterisiert und analysiert Burkhard Spinnen (1994) das impressionistische Lebensgefühl der literarischen Figuren Arthur Schnitzlers. Schnitzler befragt in seinen Schriften den zeitgenössischen Menschen in dessen Augenblicksverhaftetheit: „Rühren ihn die Großen, die ewigen Fragen nicht an? Und wenn es schon kei-

[188] Beispiele dieser Umschreibung: Erlebnis-Gesellschaft, Freizeit-Gesellschaft, Risiko-Gesellschaft, Multioptions-Gesellschaft, Multimedia-Gesellschaft etc.

nen Gott gab, in dem man sich beruhigt und beschlossen fühlte, gab es nicht eine Heimat, aus deren Boden man Kraft und Leben sog?“ (Ernst 1996, S. 10f.)
Beate Mitzscherlich (1997) beginnt an diesem Punkt mit ihren Überlegungen und postuliert, daß es viele individuelle Heimaten doch geben muß und man merkt, daß sie sich diese Lebensbasis sehr wünscht und herbeisehnt. Sich zu beheimaten wird Tätigkeit, ja zur psychologischen Lebensregel transformiert: *Sorge dich um dein Leben, tue dir Gutes!* Heimat wird nach innen gewendet und demnach zur Aufgabe des Individuums: „Heimat ist etwas, was ich mache.“ (Mitzscherlich 1997)
Grundsätzlich krankt die aktuelle Diskussion um den Prozeß des Heimischwerdens - in vertrauter und zugleich schwieriger Gegenwart - am Mangel engagierter Stimmen, die unausgewogen - parteiisch und radikal subjektiv - das Nachdenken über *Heimat* und *Moderne* in Beziehung setzen. Jede Diskussion verlangt das kritische Argument, die Gegenstimme, die Kontroverse und diese insbesondere. Schließlich und endlich soll es konkret werden, um den abgenutzten Begriff Heimat nicht völlig der Beliebigkeit preiszugeben, ihn mit neuen - immer subjektiven - gerne endlich auch mit ambivalenten Attributen auszustatten. Doris Tiu (1995, S. 9) findet solcherart ‘Heimat-Worte’: „Heimat, ist der Ort, wo meine Wiege stand? ... Heimat ist eine trostlose Kleinstadt, in der jeder über jeden alles weiß, ein trübes Café mit schmutzigen Fensterscheiben, wo man nach der Schule dumpfen Weltschmerz litt und Fernweh pflegte, wo wir eine Jugend lang saßen und warteten, daß alles anders werde. Heimat ist eine Zeit, in die ich nicht zurück will. ... Heimat ist das Vertraute und Selbstverständliche, das mich für den Rest der Welt fremd macht. Heimat ist die winzige Welt, in die man sich verkriecht, wenn man Lebensangst bekommt, und je enger und isolierter diese Welt ist, je eigensinniger sie sich gegen alles Fremde und Neue verschließt, um so mehr ist sie Heimat. Ich will sie nicht.“
Eine weitere literarische Stimme soll Gehör finden: „Seit der Wiedervereinigung wollen Intellektuelle das Wort ‘Heimat’ neu besetzen. Sie versprechen sich davon, es jungen Menschen zugänglich zu machen. Die werden Skins oder Neonazis, heißt es, weil sie ‘Heimat’ vermissen. Ich glaube das nicht und ma-

che an der Neubelebung des Wortes ‘Heimat’ nicht mit. Wenn ich mich zu Hause fühle, brauche ich keine ‘Heimat’. Und wenn ich mich nicht zu Hause fühle, auch nicht. Es kommt vor, daß mir morgens beim Aufwachen die Zimmerwand fremder vorkommt als am Tag davor der Bahnhof. Das ist ‘Heimat’.“ (Müller 1997, S. 219) Gerade junge Suchende verspüren das starke Bedürfnis, die „Phasen und Partikel der eigenen Lebensgeschichte in eine Geschichte zu integrieren, die (es) ... ermöglicht, das sonst allzu Beliebige, Zufällige und Widersprüchliche zu interpretieren. ... Persönliche Mythen verbinden sich darüber hinaus mit den größeren Geschichten unserer Umwelt.“ (Ernst 1996, S. 200ff.) Es braucht zur Verankerung der Lebensgeschichte einen Ort, ein Territorium, wo sie hingehört, wo sie Raum schafft, wo sie erfolgreich Identität gegen Anonymität zu setzen vermag.

Der alte Bedeutungsgehalt von Heimat, nämlich immer Heimat für Gleichgesinnte und Gleichbetroffene zu sein, verliert den Alleinvertretungsanspruch.[189] Die Verleugnung von Interessengegensätzen als konservatives Element der alten Heimat zwischen den Geschlechtern, Milieus, Altersgruppen u.a. tritt offen zutage. Die neuen Konflikte treten nunmehr zwischen lokal verwurzelten Personen und den Repräsentanten einer individuellen, einzigartigen, solitären Heimat auf. Ein evolutionärer Aspekt gewinnt in dieser Deutung an Kontur: Womöglich funktioniert die Übertragung psychischer Tendenzen auf etwas Sicheres, Stabiles, Unveränderliches - auf das Konstrukt Heimat - nicht mehr nach konventionellem Muster. Heimat würde dann definitiv zur Illusion, wenn sie nicht entwicklungsfähig wäre. Nach dieser Hypothese sorgen überwiegend immanente Prozesse und eine resultierende Praxis, die jeweils eigene biogra-

[189] Halb ironisch, halb ernsthaft nähert sich der Band ‘Öde Orte’ von Roth/Wieland (1998, S. 1) einer neuen Sichtweise an: „Schön ist die Heimat, schön soll sie sein, und am allerschönsten aber ist die Region, der Ort, der Kiez, die Straße, in der man wohnt. Schön und angesagt, metropolitan und malerisch, kommod und sehr anheimelnd haust es sich da. Und es scheint, glauben wir den Bewohnern aller deutschen Städte und Gemeinden, das ‘richtige Leben’ hierselbst Wirklichkeit zu sein.

Indes verhält sich die Sache mit der ‘Heimat’ ganz anders. 42 Autorinnen und Autoren haben jene Dörfer, Landstriche, Städte, Stadtviertel und Stätten, wo sie länger und lang verweilen mußten, skrupulösen Inspektionen und Kritiken unterzogen. Was die Studien ans Licht bringen, widerspricht der Ideologie des Wohlfühlraumes, dem Geschwätz von der ‘Befindlichkeit’ und der allseits forcierten National-Folklore.“

phische Anstrengung, das eigene Leben zu verorten, für *innovative Wandlungsimpulse*. „So entspricht diese Form der Selbst- und Weltbetrachtung weniger einer analytischen Sichtweise, die auf Logik und Empirie rekurriert, sondern ist 'narrativ': Sie konzentriert sich auf Gefühle, Wünsche, Bedürfnisse, Hoffnungen und Motive. Dieser subjektive Stoff ist das Rohmaterial für die Selbsterzählung, die Autobiographie, den persönlichen Mythos, den jeder Mensch früher oder später - zumal in postmodernen Zeiten - von seinem Leben entwirft." (Ernst 1996, S. 201) Das Prinzip Selbstverwirklichung modifiziert die Bedeutung von räumlichen Heimaten grundlegend. Welche Konsequenzen ergeben sich? Die zeitgemäße Heimat kann keine Festung mehr sein, kein Endzustand, der gehalten und zu verteidigen ist. Heimat soll vielmehr ein vertrauter Ort sein, „ein Ort, der nie vollkommen, deshalb selbst wieder veränderungsbedürftig, aber auch veränderbar ist. Ein Ort, der immer wieder Neubestimmung erfordert, aber auch ermöglicht. Ein Ort, der auch verlassen werden kann, wenn er die eigene Entwicklung behindert." (Mitzscherlich 1997a, S. 35)

Zu fragen ist nunmehr: In welchem Maß gestalten Personen sich selbst, indem sie bestimmte Orte oder Heimaten aufsuchen oder meiden? Orte und Räume werden in dieser Interpretation über einen so verstandenen Heimatbegriff zu Medien der Identitätsbestimmung, begründen und fundieren jeweils die biographische Erzählung gegen das alltägliche Lebenschaos.